

„Der amerikanische Colonel Smart, der am 10. Mai 1944 bei Wien abgeschossen wurde, gab in einer Befragung an, er habe mit Rommel Kontakt aufnehmen wollen, um über ein mögliches Ende des Krieges zu beraten. Eine Aufzeichnung dieser Anfrage wurde im Kriegsgefangenenlager für Offiziere in Oberursel (**KLINIK HOHE MARK**) aufgesetzt und je eine Kopie wurde an Göring, Goebbels und die Luftwaffe gesandt. Rommel wurde davon nie informiert - ein weiteres Beispiel der Verschleierungstaktiken, die seitens der deutschen Führung praktiziert wurden und der mangelnden Zusammenarbeit der drei Bereiche.“

(Lt. Gen. Hans Speidel „Invasion 1944“, Chicago 1950)

Zusammenfassung und Beobachtungen gewisser Ereignisse und Zustände in Europa während des zweiten Weltkrieges in den Jahren 1944-1945

Jacob Edward Smart
Colonel US Army Forces

Am 10. Mai 1944 griff die *Fünfte Air Force* Ziele im Umfeld der Wiener Neustadt in Österreich an. Die *Fünfte* übernahm die Verantwortung für die Leitung der Angriffe der *Fifth Wing* und *Wing* ernannte die 97te als leitende Gruppe, die die ME-109 Luftwaffenfabrik auf dem Flugfeld abseits der Stadt als Ziel genannt bekam. Als Gruppenleiter war mein Flugzeug das erste, das in das von Abwehrraketen gesicherte Gebiet vordringen sollte.

Major Homer T. Hill, der neu ernannte Commander der 414 Schwadron, flog als Copilot. Dieser Auftrag (ich denke, es war sein zwölfter oder dreizehnter) war ein Test dafür, um ihn zum Gruppenleiter zu befördern. Wir befanden uns ca. eine oder zwei Minuten vor dem Bombenabwurf, als die erste Salve Abwehrraketen auftauchte. Die Flugbahn war geschwärzt durch den dichten schwarzen Rauch, der große Flugabwehrkaliber kennzeichnet.

Die Raketen befanden sich auf unserer Flughöhe, leicht links und ungewöhnlich nah für die erste Abwehr. Folgende Raketensalven kamen noch näher. Ich holte meinen Fallschirm unter dem Sitz hervor und befestigte ihn an dem Gurt um meinen Oberkörper. (Ich benutzte einen solchen Fallschirm, weil es keinen gab, den man am Rücken befestigte und der zugleich groß genug für mich gewesen wäre. Da es schwierig ist, ein Flugzeug mit einem Fallschirm der Größe einer Wassermelone vor meiner Brust zu steuern, stopfte ich den Schirm immer bestmöglich unter den Pilotensitz, bis ich unter Flieger oder Raketenangriff geriet.) Kleine Granatsplitter trafen das Flugzeug, was nichts Außergewöhnliches war, aber doch zeigte, daß die deutschen Schützen uns deutlich im Visier hatten.

Kurz nach dem der Bombardier meldete „noch 30 Sekunden bis zum Abwurf der Bombe“, wurde das Flugzeug direkt getroffen. Es gab eine immense Explosion und eine Stichflamme. Mein Körper war gewaltigen Kräften ausgesetzt, und ich glaube, daß ich waagrecht aus dem Flugzeug geschleudert wurde, weil ich für einen Moment einen drehenden Propeller sah. Mir wurde langsam klar, daß ich mich außerhalb des Flugzeuges befand, und ich spürte starken Wind.

Als ich mich etwas gefaßt hatte, bemerkte ich, daß ich nichts mehr sah, nichts erkennen konnte. Ich wischte mit der Hand über meine Augen und sah rötlichen Himmel. Blut von den Schnitten in meinem Gesicht hatte mir die Sicht verschleiert. Es kann auch sein, daß ich durch die Wucht der Explosion kurzfristig erblindete. In den ersten Sekunden außerhalb des Flugzeuges wurde ich von Granatsplintern in die Beine und den Rücken getroffen. Die Erkenntnis, daß ich mich immer noch auf der Höhe fliegender Raketen befand, erhöhte meine Sorge. Ich tastete meine Arme und Beine ab, um zu erkennen, ob ich noch vollständig war. Ich tastete nach dem Fallschirm an meiner Brust und war erleichtert, ihn immer noch dort zu finden.

Als ich erkannte, daß ich mich in nahezu waagerechter Position befand und mit dem Gesicht nach oben, was eine denkbar ungünstige Position ist, um den abrupten Ruck eines öffnenden Fallschirmes auszuhalten, versuchte ich in eine aufrechte Position zu gelangen, indem ich mit dem Armen schlug und meinen Körper bewegte. Als ich das tat, unterbrach ich den Luftstrom, den der Raketeneinschlag hinter mir erzeugt hatte und mein Körper wurde zu einem Hindernis, was dafür sorgte, daß ich mich zu drehen begann. Ich wurde so immer schneller, bis ich vor lauter Umherwirbeln nichts mehr sehen konnte.

Ich betätigte den Fallschirm und er öffnete sich, aber durch die Drehung verhedderten sich die Leinen, und er hätte sich beinahe wieder geschlossen. Schließlich öffnete er sich doch ganz und verhielt sich so, wie ein Fallschirm das tun sollte, aber zu dem Zeitpunkt war ich schon sehr nah am Boden - vielleicht 1000 Meter - schätze ich. (Das erklärt, warum keiner der Männer meiner Gruppe oder nachfolgender Gruppen meinen Fallschirm sehen konnte.) Aus verschiedenen Gründen hatten sich die Fallschirme von Major Hill und Sergeant Alvin Carter ebenfalls nicht geöffnet, bis sie relativ nah über dem Boden waren und somit konnten auch sie nicht gesehen werden.

Die Berichte von „keinen sichtbaren Fallschirmen“ zusammen mit Augenzeugenberichten der Mitglieder meiner Flotte, die bestätigten, daß der Frontbereich des Flugzeuges von den Flügeln an nach vorne in kleine Bruchstücke explodiert war und ähnliche katastrophale Beobachtungen - die alle wahr waren - führten zu der Annahme und dem inoffiziellen Bericht, daß mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit alle Personen an Bord getötet worden waren.

In den offiziellen Berichten wurden selbstverständlich alle Mitglieder der Besatzung als „momentan vermißt“ gemeldet, bis klare Fakten über unser individuelles Schicksal bekannt sein würden. Ich erfuhr von diesen Gerüchten und den offiziellen Berichten erst nach dem Krieg, als der Air Force Geschichtsforschungsdirektor Maj. Gen. John Huston mich mit Kopien davon konfrontierte, die er in den Nationalen Archiven gefunden hatte. Diese Kopien befinden sich bei meinen restlichen Familienpapieren in meinem Zuhause in Ridgeland. (Eine ausführlichere Berichterstattung über meine Erlebnisse am 10. Mai 1944 wurde für den Daedalus Flyer geschrieben, der Veröffentlichung der *Order of Deadalians* die 1974 erschien.)

Sobald offensichtlich wurde, daß ich mehr oder weniger sicher landen würde, überlegte ich, wie ich entkommen könnte und eventuell nach Jugoslawien fliehen könnte, wo Partisanen oft gestrandeten Luftwaffenangehörigen eine Rückkehr nach Italien ermöglichten. Während ich immer tiefer sank, konnte ich sehen, wie weitere Abwehrraketen auf die Bomber über mir abgefeuert wurden. Diese Basisstation lag in der Richtung, in die ich mich bewegen sollte, das bedeutete südlich in Richtung Jugoslawien und weg vom ursprünglichen Zielgebiet und der Innenstadt.

Das Gelände unter mir bestand aus relativ flachem Acker- und Wiesenland mit gelegentlich bewaldeten Landstrichen. Ein solches Gebiet von vielleicht 20 bis 30 Hektar Land mit großen Bäumen und dichtem Unterholz lag zwischen der Wiese, auf der ich landen würde und der nächsten Basisstation von der die Abwehrraketen gefeuert wurden. Ich beschloß in diesem

Gebiet Unterschlupf zu suchen, in dem ich hoffentlich bis zum Einbruch der Dunkelheit unentdeckt bleiben würde.

Schwindelig und nicht völlig Herr meiner selbst, konnte ich nicht wirklich abschätzen, wie ich am geschicktesten landen würde. Einige Zeit bevor ich darauf gefaßt gewesen wäre, traf ich mit dem Hinterteil zuerst auf und prallte schmerzhaft auf den Boden. Der Wind schleifte mich über die Wiese und durch mehrere Pfützen, bevor ich den Fallschirm einholen konnte. Aber schließlich schaffte ich es, raffte den Fallschirm zusammen und bewegte mich in ein stark bewaldetes Gebiet, wo ich mich im dichten Unterholz ausruhte. Ich war erschöpft, mir war übel und ich blutete und befürchtete, daß sich meine Wunden durch das schlammige Wasser auf dem Boden entzünden könnten.

Bald nachdem ich Schutz gesucht hatte, erkannte ich, daß ich mich in einer sehr unsicheren Gegend befand. Ich befand mich genau unter dem Bombengeschwader und unter der Spur der abgefeuerten Abwehrraketen. Granatsplitter und noch nicht explodierte Granaten fielen in meiner unmittelbaren Nähe zu Boden. Eine Reihe von Bomben, die von einem Flieger über mir abgelassen wurden, schlugen 20 bis 30 Meter neben mir ein. Die Druckwelle, Bruchteile, Erdbrocken und Teile von Bäumen flogen über mich. Ich wurde von harmlosen kleinen Erdkrumen und von den Bäumen fallenden Ästen getroffen, aber das Gebüsch über mir bewahrte mich vor weiterreichenden Verletzungen.

Diese Zwischenfälle überzeugten mich davon, daß ich mich aus diesem Bereich entfernen mußte und so bewegte ich mich von der Linie der Bomber weg. Ich suchte schließlich Zuflucht in etwas, daß ich für ein ausgetrocknetes Bachbett hielt und unter überhängenden Büschen und kleineren Bäumen. Ich fiel fast augenblicklich in einen tiefen Schlaf. Es war um die Mittagszeit. Die Erfahrungen der ersten Hälfte dieses Tages beeinflussten grundlegend die verbleibenden Jahre meines Lebens.

Vier oder fünf Stunden später erwachte ich mit einem Ruck. Ich schaute auf und sah einen großen Mann in einem dunklen Mantel auf mich herunter starren. Ich sah mich um und erblickte zwei junge Soldaten, die mich ebenfalls anstarrten. Ich stellte erschrocken fest, daß ich auf offener Fläche lag und keinesfalls unter überhängenden Zweigen oder irgend etwas anderem. Die beiden Soldaten sprangen in das Bachbett, einer an jeder Seite und hoben mich vorsichtig aus dem Graben.

Der große Mann in Zivilkleidung griff nach meiner Hand, schüttelte sie und sagte in akzentuiertem aber verständlichem Englisch mit einem breiten, nicht unfreundlichen Grinsen: „Gratuliere, für Sie ist der Krieg vorbei!“ Die Soldaten durchsuchten mich und nahmen meine Pistole, meine Grundnahrungsausrüstung und mein Erste Hilfe Paket an sich. Sie machten keinen Versuch, mir meine Uhr, meinen Ring oder andere Wertsachen, die ich bei mir trug, abzunehmen.

Die Soldaten halfen mir bis an den Waldrand, wo ich Sergeant Carter, in Begleitung zweier weiterer Soldaten traf. Ich war froh ihn zu sehen und festzustellen, daß ich nicht der einzige Überlebende war. In Sgt. Carters Stirn steckte ein Metallstück, aber er schien sich dessen nicht bewußt zu sein. Er erzählte mir, daß er sich im hinteren Teil des Flugzeuges befunden habe (der beim Einschlagen der Rakete abgebrochen war) bis er beinahe am Boden angekommen war und war dann mit dem Fallschirm abgesprungen und gelandet. Er hatte meinen Fallschirm nicht gesehen und hatte angenommen, er sei der einzige Überlebende.

Sgt. Carter erzählte mir, daß er auf einem offenen Feld gelandet war, auf dem sich ein alter Mann und drei Frauen bei der Feldarbeit befanden. Sie halfen ihm aus dem Geschirr seines Fallschirmes heraus, halfen ihm, diesen zu vergraben und drängten ihn in ihren Wagen und deckten ihn dort mit Säcken zu. Die alten Leute fuhren mit ihrer Arbeit fort und bewegten sich allmählich vom Ort seiner Landung fort. Dies dauerte Stunden. Schließlich hörte Carter den Mann und die Frauen aufgeregt sprechen. Der Mann kam an den Wagen, zog die Decke von Carters Kopf und zeigte über das Feld hinweg auf vier Männer, die über das Feld auf die

arbeitende Gruppe zukamen. Der alte Mann signalisierte Carter, daß er aus dem Wagen steigen möge und sich auf die Seite stellen sollte, um von den Ankommenden nicht gesehen zu werden.

Die Männer näherten sich rasch der Gruppe. Als sie als Soldaten zu erkennen waren, gab der alte Mann Carter durch Worte und Gesten zu verstehen, er möge so tun, als wenn er ihn bedrohte, damit jeder Verdacht, daß sie versucht hatten, ihm die Flucht zu ermöglichen, zerstreut würde. Als die Soldaten ankamen, hatte sich nahezu eine Komödie entwickelt: die Frauen wehrten Carter mit Harken ab, der alte Mann bedrohte ihn und es sah so aus, als wenn gute Bürger ihr Pferd und ihren Wagen vor einem „Luftgangster“ verteidigten, der versuchte dieses zu stehlen, um seine Flucht zu erleichtern. Und so wurde er schließlich gefaßt.

Obwohl er verwundet und gefangen war, war Sgt. Carter immer noch voller Kampfgeist. In diesem Moment wurden wir von dem großen Zivilisten und zwei Soldaten bewacht, da zwei der vier Soldaten nach einigen Diskussionen verschwunden waren, augenscheinlich mit irgendeinem Auftrag. Sgt. Carter sagte, er traue sich zu, mit den beiden Soldaten fertig zu werden, wenn ich den großen Zivilisten übernehmen würde und wir könnten eine Flucht wagen. Ich sagte, daß ich die Idee zwar wirklich mögen würde, ich aber nicht in der Verfassung sei, jemanden zu überwältigen. Zudem befanden wir uns in Sichtweite mehrerer Personen, einschließlich der nahegelegenen Abwehrtruppe.

Der Zivilist, der Befehlshaber zu sein schien (oder es zumindest sein wollte), signalisierte uns, ihm auf einer Straße zu folgen, die bergauf in Richtung einer Siedlung führte. Ich schaffte nur einige Schritte, bevor ich schwankte und zu Boden fiel. Sgt. Carter und einer der Soldaten halfen mir wieder auf die Füße und stützten mich auf beiden Seiten, aber wir kamen trotzdem nur sehr langsam vorwärts. Bald erschienen aber die zweiten Soldaten mit einem Fahrrad. Sie halfen mir auf den Sitz und bemühten sich, mich zu schieben.

Bevor wir auf diese Art und Weise mehr als einige hundert Meter zurückgelegt hatten, kamen zwei Soldaten der Abwehrbasis auf uns zu, um uns aufzuhalten. Als wir aufeinander trafen, hielt unsere Gruppe an und ein heftiger Streit brach zwischen dem *noncommissioned*¹ Offizier der Basis und dem großen Zivilisten aus.

Der Zivilist brüllte und rief und deutete dabei auf Sgt. Carter und mich und dann in Richtung der Siedlung. Der *Noncom* brüllte und schrie, indem er auf uns zeigte und dann auf die Abwehrbasis. Das war die erste von vielen Gelegenheiten für mich einen deutschen Brüllkampf mitzuerleben. Der *Noncom* trug ein Gewehr, was eine Menge zu seiner Autorität beitrug. Er winkte Sgt. Carter und mir mit der Waffe und sehr verächtlich gegen den Zivilisten und brüllte dabei die ganze Zeit in der gleichen Lautstärke wie der Zivilist.

Dieser Aufruhr hatte eine kleine Gruppe Kinder und Frauen von nahegelegenen Bauernhöfen angezogen. Sie standen gemeinsam einige Meter von uns entfernt und beobachteten die Entwicklungen. Als sie sahen, daß Carter und ich sie beobachteten, lächelten sie und winkten uns schüchtern aber freundlich zu.

Die beiden Soldaten, die uns das Fahrrad gebracht hatten, gaben mir eine Blüte Edelweiß und signalisierten mit Lächeln und Gesten, daß sie mir damit viel Glück und Gottes Segen wünschten. Dies wurde von einem Gespräch zwischen den jungen Frauen und den Soldaten begleitet, das von Lachen und Kichern durchzogen war. Ein Soldat signalisierte, daß die Frauen gerne die Seide meines Fallschirms zum Nähen von Kleidungsstücken verwenden würden, und er verdeutlichte durch Gesten, für welche Stücke sie es genau nutzen wollten.

Der *Noncom* mit dem Gewehr hatte augenscheinlich den Streit über das Schicksal von uns Gefangenen gewonnen. Der große Zivilist ging wütend rufend und mit drohendem Faustschütteln fort. Sgt. Carter und ich wurden dann mit zur Abwehrbasis genommen. Kurz

¹ Dafür gibt es keine mir bekannte Übersetzung. Es bedeutet, daß ein Soldat seinen wirklichen Dienstrang bedeckt hält und daher nicht zuzuordnen ist. Es kann u.U. eine Zugehörigkeit zum Geheimdienst bedeuten.

danach wurden wir getrennt und sahen uns nicht wieder, bis wir beide in den letzten Kriegsmonaten nach Mooseburg in der Nähe von München verlegt wurden.

Einige Monate später erfuhr ich, daß auch Major Hill überlebt hatte. Er war genauso wie ich von der Explosion aus dem Flugzeug geschleudert worden. Obwohl er verwundet war, wurde er nicht gefaßt und reiste einige Tage südwärts Richtung Jugoslawien. Schließlich mußte er jedoch um Wasser und Essen bitten und die Bauernfamilie, an die er sich gewandt hatte, übergab ihn an das Militär.

Lt. Col. Hill (er wurde während oder nach seiner Flucht befördert) starb kurz nach dem Ende des Krieges. Sein Vater schrieb, daß einige der Wunden, die er sich zugezogen hatte, niemals wirklich verheilt waren oder sich entzündet hatten. Jedenfalls waren sie mit Krebs durchsetzt und besiegelten sein Schicksal. Das waren traurige Neuigkeiten. Homer Hill war ein feiner, fähiger Mann und einer, dessen Gegenwart ich sehr schätzte.

Als wir die Abwehrbasis erreichten, führte der deutsche *Noncom* mich in einen leeren Raum, half mir, meine Kleider auszuziehen, untersuchte meine Verletzungen und behandelte sie mit Jodtupfern aus meinem Erste-Hilfe-Set. Mit Worten und Händen und Füßen erklärte er mir, daß er 44 Wunden behandelt hatte. Er schien recht zufrieden, als er mir in die Kleidung half. Ich dachte bei mir, daß seine Zufriedenheit vermutlich eher aus der Zielsicherheit seiner Schützen resultierten, als aus der Tatsache, daß er einem Verletzten geholfen hatte.

In diesem Moment, wurde draußen wieder laut rumgeschrien. Ein Auto fuhr vor, und zwei offiziell aussehende Männer in schwarzer Zivilkleidung stiegen aus und einer winkte dem *Noncom* mit einem Dokument zu. Eine hitzige Diskussion folgte. Schließlich gewannen die Zivilisten mit dem Dokument den Streit und der *Noncom* bedeutete mir, daß ich sie begleiten sollte. Er schüttelte meine Hand und half mir in das kleine schwarze Auto. Er schien irgendwie traurig – vermutlich über den Verlust seines Machtsymbols.

Ich wurde zu einer nahegelegenen Stadt gebracht und vom Auto in ein Gebäude gebracht, das ein Gericht zu sein schien oder zumindest einem ähnlichen Zweck diente. Ich wurde in einem großen Raum allein gelassen, in dem es ein großes Pult und Tische und Stühle gab. Der Raum lag im Halbdunkel, da die Sonne untergegangen war, als wir die Abwehrbasis verlassen hatten.

Nach einigen Minuten, ich schätze, es waren nicht einmal zehn, gab es vor der Tür einen lauten Wortwechsel, und zwei deutsche Armeeeoffiziere traten ein. Sie grüßten, ich gab den Gruß zurück, und sie bedeuteten mir, ihnen zu folgen.

Sie fuhren einige Häuserblöcke weiter und kamen in einen Militärstützpunkt. Dort wurde ich in das, was offensichtlich ein Wachhaus war, geführt und in eine Zelle mit einem kleinen, hoch gelegenen, vergitterten Fenster gebracht. Es gab eine schwere Holztüre mit einem Sichtfenster, das auf den Flur führte, so daß der Insasse vom Flur aus beobachtet werden konnte. Die Zelle enthielt ein leeres Wandregal, eine einzige blanke Glühbirne außer Reichweite des Zelleninsassen und sonst nichts weiter.

Nur ein paar Minuten vergingen, bevor die Tür wieder geöffnet wurde und die zwei Offiziere, die mich auf den Militärstützpunkt gebracht hatten, mit zwei älteren, offensichtlich ranghöheren, Offizieren eintraten. Alle grüßten förmlich, und ich grüßte gleichermaßen zurück. Mir wurde erklärt, daß der *Arme Colonel* der leitende Offizier war und der Leutnant ein Sanitäter, der mich untersuchen würde, was er auch tat, während die anderen zusahen. Als die Begutachtung (die sehr oberflächlich war) vorbei war, erklärte der Sanitäter, daß meine Verletzungen zwar zahlreich, aber ungefährlich waren. Er sagte, wenn diese Diagnose sich als fehlerhaft erweisen sollte und ich am Gesäß oder im Bauch starke Schmerzen bekommen sollte, könnte ich bei der Wache medizinische Hilfe erbitten, indem ich „Ein Arzt, bitte“ sagen sollte. Ich dankte ihm und dem leitenden Offizier. Wir salutierten alle und die Deutschen gingen. Ich war wieder alleine, aber nicht lange.

Die Offiziere hatten die Wachstation bereits verlassen, als der Wächter, ein Mann der zwischen 50 und 60 Jahren alt zu sein schien, hineinkam und mir mit Worten und Gesten

bedeutete, daß ich auf die Toilette gehen könne und mich waschen könnte. Das war das erste solche Angebot, seit ich gefaßt wurde. Er begleitete mich zur Toilette und half mir aus der Jacke und dem Pullover.

Ich wusch mich so gut ich konnte in dem tiefen Waschbecken mit kaltem Wasser, ohne Seife, Waschlappen oder Handtuch. Als ich an der Luft getrocknet war und meine Kleidung wieder anzog, fühlte ich mich besser, zumindest war ich nicht mehr so steif.

Als ich in die Zelle zurückkehrte, gab die Wache mir eine Decke. Er legte sie doppelt, um ihre Dicke und Weiche zu erhöhen und zeigte mir, daß ich auf der Seite schlafen sollte, mit der Hüfte auf der gefalteten Decke und daß dies weniger unbequem wäre. Anscheinend hatte er Erfahrungen im Schlafen auf harten Pritschen.

Nachdem er kurz in den Flur gegangen war und gelauscht und in beide Richtungen gesehen hatte, kehrte er in die Zelle zurück, stellte sich vor das Sichtfenster, zeigte auf sich selbst und flüsterte „Ich Jugoslawe“. Er zeigte auf sich selbst und auf mich und sagte „Kameraden,“. Mit diesen Worten griff er nach meiner Hand und drückte sie. Mir der freien Hand klopfte ich meinem neuen Verbündeten auf die Schulter und sagte: „Freund! Verbündeter!“, Er grinste und war offensichtlich erfreut.

Als er meine Hand wieder losließ, zeigte ich auf ihn und mich und fragte „Kameraden?“. Er nickte. Dann zeigte ich in die Richtung, die ich für den Süden hielt und zeigte auf ihn und mich und lief mit den Fingern in diese Richtung. Er verstand augenblicklich, was ich meinte, war aber tief schockiert. Er schaute hinter sich, um sich zu vergewissern, daß niemand diese Andeutung beobachtet hatte. Mit einem ernsten und besorgten Ausdruck auf dem Gesicht zeigte er auf die Vorderseite des Wachhauses und dann mit dem Zeigefinger auf sich selbst und sagte „Bang, Bang!“.

Ich sagte „nein, nein“ und versuchte ihm zu signalisieren, daß wir heimlich bei Nacht reisen würden und uns beim Tageslicht verstecken würden. Er verstand, aber schüttelte den Kopf und bedeutete mir, daß er das für ihn und für mich als zu hohes Risiko einschätzte.

Ich wußte dann, daß dieses neue Bündnis sich als nicht sehr hilfreich herausstellen würde. Als die Sonne aufging, starrte ein neues Gesicht durch das Sichtfenster. Der Wachwechsel hatte meinen neuen Verbündeten von mir getrennt.

Wenn ich über die Ereignisse des 10. Mai 1944 nachdenke, komme ich zu folgenden Schlußfolgerungen:

1. Die beiden Soldaten, die mich aufgriffen, waren Mitglieder der deutschen Armee, vermutlich eine Verteidigungseinheit. Der große Mann in Zivilkleidung war ein Mitglied oder zumindest stand er in Verbindung mit der Gestapo.
2. Die Luftwaffe erklärte sich verantwortlich für alle Angehörigen der alliierten Luftflotte, die gefangen genommen wurden. Der *noncommissioned* Offizier in der Abwehrbasis fühlte sich sicherlich im Recht, wenn er Sgt. Carter und mich in Gewahrsam nahm. Der heftige Streit mit dem großen Zivilisten zeigte, daß die Autorität des *Noncom* angegriffen wurde, er aber das bessere Argument hatte, da er eine Waffe trug und sicher bewandert im Umgang damit war.
3. Der große Zivilist hat sich vermutlich im Nachhinein an eine Autorität gewandt, die der *Noncom* anerkannte oder mit der er vertraut war und das führte dazu, daß ich den beiden Zivilisten übergeben wurde.
4. Entweder die beiden Soldaten oder der *Noncom* der Luftwaffe gaben die Geschehnisse sicher an die ranghöheren deutschen Offiziere weiter, die dann meine Entlassung von der Gestapo bewirkten.

Ich bin natürlich nicht in der Lage, diese Annahmen zu beweisen, aber ich glaubte sie damals und halte sie heute nach wie vor für richtig.

Die Nacht des 10. Mai 1944 war die schlimmste Nacht meines Lebens. Zum einen ging es mir körperlich extrem schlecht, aber gleichzeitig überwog bei weitem der seelische Schmerz, den meine Mutter, mein Vater, meine Frau und meine Kinder erleiden würden, wenn sie erfahren würden, daß ich abgeschossen worden war. Ich war zutiefst niedergedrückt und traurig, als ich daran dachte, was meine Eltern erleiden würden. Das Kriegsministerium würde sie von meinem Vermisstenstatus informieren und obwohl das Hoffnung auf mein Überleben zuließ, würde trotzdem die Ungewißheit nagen.

Ich fürchtete genauso, daß die Art und die Wucht mit der mein Flugzeug zerstört worden war, in Verbindung mit der Wahrscheinlichkeit, daß niemand die Fallschirme hätte sehen können, die Mitglieder meiner Flotte dazu bringen würde zu denken, daß alle an Bord getötet worden wären. (Dies geschah auch so.)

Ich wußte, daß solche Annahmen sich sehr schnell verbreiten konnten und vermutlich auch meine Familie erreichen würde. Wenn das geschehen würde, würde es zu ihrer Trauer beitragen, ihnen aber die Ungewißheit nicht erleichtern. Ich war noch mehr niedergeschmettert, weil ich rein gar nichts tun konnte, um meine Familie davor zu schützen oder sie von dem zu erlösen, was gar nicht nötig war, da ich ja nicht tot oder ernsthaft verletzt war. Sie konnten das natürlich nicht erfahren, es sei denn die Deutschen, die mich gefangen hielten, würden mich beim Internationalen Roten Kreuz als Kriegsgefangenen melden.

Kurz nach Tagesanbruch wurden zwei ältere Soldaten in meine Zelle gelassen. Durch Worte und Gesten machten sie mir klar, daß ich ihnen folgen sollte. Als sie sahen, daß ich krank war, halfen sie mir auf die Füße und aus dem Wachhaus auf die Straße. Sie trugen mich buchstäblich, einer auf jeder Seite mit meinem Arm um ihre Schultern, bis meine Muskeln und Sehnen sich genug entspannt hatten, daß ich aufrecht bleiben konnte und halbwegs laufen konnte. Ich fühlte mit den kleinen, alten Männern; beide waren einen Kopf kleiner als ich und sahen aus, als ob sie bestenfalls 50 kg wiegen könnten.

Wir müssen den Frühaufstehern, denen wir auf der Straße begegneten, einen seltsamen Anblick geboten haben. Einige schienen es zu vermeiden, uns überhaupt anzusehen, andere riefen provozierend „Luftgangster“ und andere Worte, die ich nicht verstehen konnte. Zweimal drohten Personen auf mich loszugehen, und der zweite Angriff schien so ernsthaft bedrohlich zu werden, daß eine meiner Wachen seine Waffe entsicherte und sie auf den rufenden und gestikulierenden Mann richtete. Zumindest eine Frau, die in einem Ladeneingang stand, lächelte und deutete ein Winken an.

Wir liefen an einem großen öffentlichen Gebäude vorbei, dessen Fassade mit Hakenkreuzen dekoriert war. Eine Reihe von Särgen, jeder mit einer Hakenkreuz-Fahne versehen, befand sich vor dem Gebäudeeingang. Durch Gesten und Worte erklärte mir eine Wache, daß dies Nazi-Größen gewesen seien, die bei unseren Bombenangriffen ums Leben gekommen waren. Durch ihre Gesten und Mimik machten die Wachen klar, daß die Verstorbenen nicht betrauert werden würden – zumindest nicht von ihnen.

Schließlich halfen mir die Wachen in ein Taxi, mit dem wir ohne Zwischenfälle auf einen Flugplatz außerhalb der Stadt fuhren. Dort wurde ich in den Anbau einer ausgebombten Flughalle gebracht. Der Anbau diente als Einsatzbüro, in dem vier oder fünf junge Frauen mit Ordnern, Dokumenten und Schreibmaschinen zugange waren. Die Wachen setzten mich auf einen Stuhl und verschwanden augenblicklich mit sichtbarer Erleichterung, daß sie ihre Last losgeworden waren.

In dem Moment, in dem die Wachen den Raum verließen, sprangen die Mädchen auf, um mir zu helfen. Eine schien eine leitende Position innezuhaben, zumindest dirigierte sie die andern, die innerhalb kürzester Zeit Packkartons in ein mit Decken versehenes Lager umbauten. Ein Mädchen brachte mir eine Tasse mit heißer Flüssigkeit und half mir, diese zu trinken. Dann halfen sie mir auf das Lager und deckten mich zu. Ich schlief augenblicklich ein.

Einige Zeit später wurde ich davon wach, daß ein junger Mann mit einem Stethoskop sich über mich beugte. Nachdem er mich untersucht hatte, sagte er gebrochenem aber verständlichen Englisch, daß ich in einem Krankenhaus sein sollte und er mich in eines einweisen würde, wenn er eines mit einem freien Bett aufreiben könnte. Er erklärte, daß die letzten Angriffe für viele Verletzte gesorgt hatten und die Krankenhäuser überfüllt seien. Der Arzt und die jungen Frauen halfen mir in einen kleinen Krankenwagen. Der Arzt sagte mir, daß er von Krankenhaus zu Krankenhaus fahren würde, bis er eines gefunden hätte, das mich aufnehmen könnte. Er schärfte mir ein, daß ich im Inneren des Krankenwagens vom Fenster wegbleiben sollte, da viele Menschen, die Familienangehörige, Freunde und Besitz bei den Angriffen verloren hatten, mir vielleicht etwas antun würden, wenn sie bemerkten, daß ich zur Luftwaffe der Alliierten gehörte.

Der junge Arzt, der eine Uniform der Luftwaffe trug, fuhr den Krankenwagen selbst. Er hielt an einem Krankenhaus und an einem weiteren und ließ mich jeweils im Inneren des Wagens zurück. Nach dem vierten Krankenhaus öffnete er die Tür und ließ mich wissen, daß es keine freien Betten gäbe und er würde es bei einem ehemaligen Sanatorium für ältere Menschen oder Kurheim versuchen, das etwas mehr ländlich gelegen war.

Nach einer Fahrt von ungefähr 45 Minuten hielt er an und ließ mich wie bereits zuvor im Wagen zurück, während er mit dem Personal sprach. Er kehrte bald mit zwei Schwestern zurück. Er erklärte, daß sie mich als Patient aufnehmen würden. Ich dankte dem Offizier für seine Freundlichkeit und Hilfe. Als wir uns die Hände schüttelten, sagte er: „Sie werden hier in guten Händen sein.“ Die beiden Schwestern halfen mir in das Krankenhaus.

Ich wurde in einen riesigen Raum mit sehr hoher Decke geführt, der als überfüllter Krankensaal diente. Es gab Reihen von Betten an der Wand und zwei Reihen von Betten in der Mitte, die Kopf an Kopf standen. Ich wurde ausgezogen und auf ein beschichtetes Bettlaken in der Mitte des Raumes gelegt. Eine Schwester brachte meine Kleidung fort. Die andere, augenscheinlich die Oberschwester, erklärte, daß alle Betten belegt seien, daß Patienten sofort entlassen wurden, sobald sie keine professionelle Hilfe mehr bräuchten und daß es einen akuten Notstand für Antiseptika und Betäubungsmittel gebe. Soweit diese zur Verfügung ständen, wären sie Patienten mit inneren Verletzungen und solchen, die Amputationen bräuchten, vorbehalten.

Sie stellte fest, daß meine Verletzungen eher oberflächlicher Natur seien und als solche behandelt werden würden, bis sich herausstellen sollte, ob ich auch innere Verletzungen erlitten hätte, was durchaus möglich wäre. Ein Arzt würde mich bald untersuchen und eine Diagnose stellen.

In der Zwischenzeit sagte sie, daß meine Schnitte und sonstigen Blessuren mit einer Salzlösung ausgewaschen werden würden, die heilende Wirkung hätte. Einige Minuten später erschienen zwei junge Frauen mit großen Handtüchern und Eimern mit warmem Wasser. Sie wuschen mich und hüllten meine Beine und meinen Rumpf in Handtücher, die mit Salzwasser getränkt waren. (Diese Behandlung wurde tagelang immer wieder wiederholt. In der Zwischenzeit schlief ich beinahe die ganze Zeit.)

Am folgenden Tag untersuchte mich ein Arzt, während die Oberschwester und ihre Assistentin zuschauten. Als der Arzt die Untersuchung beendet hatte und das Krankenhaus verließ, erklärte die Oberschwester, daß sie keine Anzeichen von inneren Verletzungen gefunden hätten, und obwohl ich einige Zeit Schmerzen haben würde und meine Bewegungen eingeschränkt sein würden, würde ich mit hoher Wahrscheinlichkeit die volle Beweglichkeit meiner Beine wiedererlangen und mich auch sonst völlig von den Verletzungen erholen. Sie fügte hinzu, daß die Metallteile in meinem Körper leidlich steril seien und nach einer Weile von Haut umschlossen sein würden und wenig oder gar keinen Schaden anrichten würden. Wenn dies nicht geschehen würde, würden sie sich vermutlich von alleine einen Weg an die Oberfläche bahnen und könnten dann entfernt werden.

Bevor ich wieder schlafen gehen konnte, erschienen zwei junge Männer, die offensichtlich ebenfalls Patienten waren, an meinem Bett. Einer öffnete die Schublade am Nachttisch und förderte Essen zutage – einen Haferschleim oder Grießbrei, Scheiben eines dunklen Schwarzbrottes, ein wenig Margarine und eine Art rote Ersatzmarmelade. Sie sagten mir, daß dies das Essen sei, das man mir während meiner Zeit als Patient serviert habe und daß ich es essen möge. Ich dankte ihnen und versuchte zu erklären, daß ich keinen Hunger hatte. Ich bot ihnen das Essen an, was sie höflich ablehnten und darauf hinwiesen, daß es mir gehöre und ich es essen solle oder es aufbewahren.

Die Oberschwester, die ich allmählich als allgegenwärtig empfand, erklärte mir schließlich, daß dieses Essen die Ration darstellte, die jeder Patient während seines Aufenthaltes serviert bekäme und daß ich es essen solle, da es wichtig für meine Genesung sei. Zudem sollte ich jedes Essen annehmen, das ich in Deutschland überhaupt bekommen würde, da es immer unsicher sei, wann es wieder welches geben würde.

Sie erwähnte dann, daß ich eine Urinflasche und eine Bettpfanne benutzen sollte und schickte sich an, die entsprechenden Gegenstände zu holen. Ich widersprach und sagte, daß ich auf die Toilette gehen wolle. Sie sprach mit den beiden Patienten, die zustimmend nickten und bald wurde ich mit einer Art Nachthemd ausgestattet. So bekleidet halfen mir die jungen Männer auf die Füße und liefen mit mir die ungefähr 25 Stufen zur Toilette.

Dieser Ausflug war alles andere als einfach. Einer der jungen Männer hatte nur ein Bein mit einer Krücke als Ersatz für das andere. Der andere hatte einen verletzten Rücken. Nach ein paar Stufen wurden wir von einem älteren Mann begleitet, den ich für eine Art Hausmeister hielt. Mit der Hilfe dieser drei, deren Einsatz mir zu helfen, ihre eigenen Einschränkungen überwog, war der Weg zur Toilette ein Erfolg. Als ich dort war, erblickte ich mich selbst in dem kleinen Spiegel über dem Waschbecken. Es war eine Katastrophe – rot und rauh von den Verbrennungen der Explosion, das linke Augenlid und das umgebende Fleisch offen und das Auge selbst beinahe zugeschwollen; ich hatte Schnitte auf der Stirn und tiefe offene Wunden unter meinem Kinn.

Als ich in mein Bett zurückgekehrt war, erschien die Oberschwester wieder und nach einigen energischen Worten zu den jungen Patienten erklärte sie, daß die beiden als meine Helfer agieren würden und mir zur Seite stehen, wenn ich sie brauchte. Ich dankte den beiden und sie nahmen den Dank mit einem Lächeln an. Die Oberschwester erklärte mir dann, daß die beiden deutsche Piloten seien, die kürzlich verwundet worden waren und dann zur Rehabilitation nach einer Amputation in ihr Krankenhaus gebracht worden waren. Einer war meines Erachtens ein Leutnant und der andere vermutlich ein Sergeant. Ich schätzte beide auf kaum 20 Jahre alt.

Außer wenn ich geweckt wurde, schlief ich fest oder blieb zumindest in einem Dämmerzustand von Geist und Körper. Jeder Knochen und Muskel tat weh und jede Bewegung brachte neuen Schmerz. Aber mit der Zeit wurde ich wacher und war mir bewußter, was um mich herum vor sich ging. Ich erkannte bald, daß die meisten Patienten, einige wenige ausgenommen, in einem schlechteren Zustand als ich waren. Einige waren im Delirium und murmelten und stöhnten fortwährend Tag und Nacht. Einige schienen an der Schwelle des Todes zu stehen.

Schwestern und ihre Helferinnen kümmerten sich ständig um Patienten, obwohl man nur sehr selten einen Arzt sah. Ich vermutete, daß die zur Verfügung stehenden Ärzte in mehreren Krankenhäusern gleichzeitig arbeiteten und sich nur um die kümmern konnten, die dies am meisten brauchten.

Meine eigenen Bedürfnisse waren von eher untergeordneter Bedeutung, da der Arzt, der mich am ersten Tag untersucht hatte, nicht noch einmal erschien, um mich zu untersuchen. Die Hilfe der Schwestern bestand aus der konstanten Behandlung mit der Salzlösung und solange ich im Krankenhaus war, entzündete sich nichts. Die Oberschwester und ihr Hauptassistent

besuchten mich mehrmals am Tag und jeden Abend. Einer oder beide von ihnen schien immer Dienst zu haben und beide waren immer makellos gekleidet und traten auch so auf.

Die Oberschwester war in Auftreten, Statur und Ausstrahlung so beeindruckend, wie in ihrem Aussehen. Ich schätzte sie auf Mitte dreißig. Sie war groß, gut gebaut, hatte dunkle Haare und ein ebenmäßiges Gesicht mit perfektem Teint. Sie erschien immer frisch angezogen in ihrer weißen Tracht mit dem Metallembem des Internationalen Roten Kreuzes auf der Brust.

Es war offensichtlich, daß sie hochintelligent und gebildet war und sowohl kompetent als auch interessiert an ihrer Tätigkeit. Sie strahlte Selbstsicherheit und Autorität aus und war ohne jeden Zweifel die Leiterin des Krankenhauses. Ich erinnere mich, daß ich an Brunhilde und ihre Walküren denken mußte, als ich sie inmitten ihres weiblichen Krankenhauspersonals erlebte. Ihre Arbeit war nicht unähnlich.

Die Vertretung der Oberschwester, ebenfalls eine attraktive Frau, schien einige Jahre jünger zu sein, vielleicht in ihren frühen Dreißigern. Sie erzählte mir, daß sie Französin gewesen war, in französischen Schulen erzogen wurde und vor dem Krieg einen Deutschen geheiratet hatte. Als der Krieg ausbrach, wurde ihr Ehemann eingezogen und nach Rußland an die Front geschickt, wo er seit 1 ½ Jahren als vermißt gemeldet war. Sie schien traurig in ihr Schicksal und ihre mögliche Witwenschaft ergeben zu sein.

Wie die Oberschwester schien sie jederzeit überall zu sein, und war fähig, effizient und beschäftigt, ohne dabei aufdringlich zu wirken. Sie besuchte mich häufig, wenn kein anderer Patient ihre Aufmerksamkeit forderte. Wenn sie meine Verletzungen untersuchte, erkannte ich, daß ihre erste Absicht der Besuch bei mir als Fremdem war, der aus einer ganz anderen Welt als sie selbst stammte und der ihre Gedanken kurzfristig von ihren eigenen Belangen und den niederdrückenden Umständen, in denen sie lebte und arbeitete, ablenken konnte.

Sie befragte mich über das Leben in den Vereinigten Staaten, wo die Menschen frei waren von den Auswirkungen des Krieges. Sie nahm regen Anteil am Leben der Frauen in Amerika, ihren Häusern, ihren Beziehungen zu Freunden und ihren Kleidern („Sahen sie gut aus?“). Sie war gleichermaßen interessiert am Leben in New York, Washington und San Francisco, sowie an Reisen, Musik, Theater und natürlich dem Essen. Sie war eine Frau mit Geschmack und Empfindsamkeit für die feinen Seiten des Lebens; sie war müde und den Krieg leid und haßte seine Zerstörung des menschlichen Geistes und der Menschen überhaupt und auch die Entbehrungen, die die Überlebenden erdulden mußten.

Die Oberschwester selbst besuchte mich auch oft, aber immer nur kurz und meist ausschließlich aus „offiziellen“ Gründen, zum Beispiel meiner Wundversorgung. Sie informierte mich auch immer über den Zustand anderer britischer und amerikanischer Patienten.

Ich glaube, daß zum Zeitpunkt meiner Ankunft drei alliierte Kriegsgefangene dort in Behandlung waren. Einer, ein amerikanischer Leutnant hatte Verletzungen im Unterkörper erlitten, die operiert werden mußten. Die Operation wurde benötigt, um Granatsplitter zu entfernen und innere Organe zu retten. Nach der Operation gab ihm die Schwester eine 50%ige Genesungschance. Die zwei weniger stark verletzten Kriegsgefangenen wurden einige Tage nach meiner Einweisung entlassen - ich nehme an, um bedürftigeren Patienten Platz zu machen.

Die Oberschwester gab mir grundlegende Informationen über die anderen Patienten und erklärte, daß einige deutsche Zivilisten waren, aber auch Militärpersonal. Andere waren Bürger der von Deutschland eingenommenen Staaten und waren dann als Zwangsarbeiter nach Deutschland geholt worden.

Die meisten zivilen Patienten waren im Krankenhaus, weil sie durch die amerikanischen und britischen Bombenangriffe Verletzungen erlitten hatten, obwohl viele Zwangsarbeiter schon medizinische oder anderweitige Betreuung gebraucht hätten, bevor sie überhaupt verwundet wurden.

Sie sprach traurig von den Rahmenbedingungen für Zwangsarbeiter und wies auf den Mangel an ausreichendem Essen, Kleidung, Unterkünften und anderen Notwendigkeiten hin, der ihre Gesundheit bereits seit Jahren angegriffen hatte und nun bei jeder Verletzung für einen verlangsamten Heilungsprozeß sorgte und die generellen Genesungschancen herabsetzten.

Sie zeigte mir auf, daß die Amerikaner (USA und Kanada), ihr ganzes Leben lang besser versorgt gewesen waren und deshalb in einer besseren gesundheitlichen Verfassung waren und sich von Verletzungen schneller und umfassender erholen konnten, als der durchschnittliche Europäer von denselben Verletzungen.

Die Oberschwester berichtete mir auch vom Fortgang des Krieges und seinen wichtigsten Ereignissen. Sie erzählte, was die deutschen Radiostationen von der Ostfront berichteten, aber im Wesentlichen beschäftigte sie sich mehr mit ihren Verantwortungen; der Wettervorhersage zum Beispiel.

Ich erinnere mich daran, daß sie eines Morgens fröhlich verkündete, daß in ganz Europa in den nächsten Tagen heftige Sturmböen erwartet wurden und das bedeutete, daß keine amerikanischen Angriffe erfolgen konnten und daher weniger Notfälle für ihr überarbeitetes Personal zu erwarten waren. Eines Abends berichtete sie ebenfalls von Sturmböen und das bedeutete für sie keine britischen Angriffe in der Nacht und keine neuen Patienten. Am folgenden Morgen erzählte sie jedoch etwas anderes: die Angriffe waren doch gekommen und es gab einige neue schwere Fälle und sie entließ jeden Patienten, bei dem sie es irgendwie verantworten konnte.

Von Zeit zu Zeit unterhielten sich andere Patienten mit mir oder signalisierten mir etwas mit Gesten. Ich erkannte, daß ihr Leitmotiv dabei war, mir zu zeigen, daß sie keine Deutschen waren, sondern zu den Alliierten gehörten und die Deutschen haßten. Der Patient im Nachbarbett war gefährlich verletzt oder schwerkrank (möglicherweise auch beides), aber als sich die Gelegenheit ergab, richtete er sich auf und grüßte mich mit Respekt als Amerikaner und stellte sich als Tscheche und erbitterter Feind der Deutschen vor. Ich erwiderte seinen Gruß und zeigte auf ihn und mich und schüttelte mir selbst die Hand (ich konnte ihn nicht erreichen), um zu sagen, daß wir Verbündete waren und machte das V-Zeichen für Victory (Sieg) mit meinen Fingern. Er lohnte meine Antwort mit einem breiten Grinsen und dem Victory-Zeichen und ließ sich dann zurückfallen und verfiel in seine vorherige Lethargie.

Während meines Krankenhausaufenthaltes hatte ich keinen Kontakt mit dem Patient in dem Bett auf der anderen Seite und sprach auch nicht mit dem Patienten, dessen Bett mit dem Kopfende an meinem stand. Ihn konnte ich nicht einmal wirklich sehen. Obwohl ich in einem überfüllten Saal war, fühlte ich mich isoliert von den restlichen Bewohnern und war dies auch, wenn ich von einigen Ausnahmen absehe.

Einige, wenn nicht sogar alle, Schwesternhelferinnen und Dienstmädchen waren keine Deutschen, die meisten davon Polinnen. Immer wenn eines der polnischen Mädchen in meiner Nähe war und sie dachte, daß kein Deutscher zusehen konnte, bewegte sie sich nah an mein Bett und gab sich als Polin zu erkennen, die Deutsche haßte, aber Amerikaner bewunderte. Sie schüttelte meine Hand, wenn sie das ohne Gefahr tun konnte, machte das V-Zeichen und zeigte auf alle Arten, daß wir Verbündete waren und Feinde der Deutschen.

Ich reagierte auf jeden Besucher so gut ich konnte und winkte zumindest, wenn jemand kurz vorbeischaute. Ich spürte, daß diese jungen Frauen sich nicht nur als Polinnen und Feinde Deutschlands vorstellen wollten, sondern auch neugierig waren, wie ein amerikanischer Offizier aussehen würde und sich verhalten würde. Allerdings konnten sie in meinem Zustand vermutlich weder beeindruckt von meinem Aussehen, noch von meinem Verhalten sein.

Mit Ausnahme der beiden Oberschwestern schenkten mir die beiden Piloten, deren Betten sich Fuß an Fuß mit meinem befanden (mit nur dem schmalen Gang dazwischen), die meiste Aufmerksamkeit und auch soviel Fürsorge, wie ich mir nur wünschen konnte. Oft wachte ich auf und bemerkte einen von ihnen an jeder Seite meines Bettes, wo sie warteten, um mit mir zu sprechen, oder mir irgendwie behilflich zu sein. Ich spürte, daß die Aufgabe sich um mich

zu kümmern, einiges von ihrer Langeweile von ihnen genommen hatte. Zudem waren sie neugierig auf meine Manöverkenntnisse und wollten mir von ihren eigenen erzählen. (Falls sie mich als Feind empfanden, ließen sie mich das zumindest nicht spüren.)

Trotz der immensen Sprachbarrieren machten sie Fortschritte. Beide waren in Ausbildung gewesen und waren trotz ihrer jungen Jahre eine Weile Abwehr geflogen. Beide wurden gemeinsam bei Angriffen der 15th Air Force verletzt. Der jüngere, ein *noncommissioned* Offizier hatte sein Bein bei einem Bombenangriff verloren. Ich vermutete, daß er - ein stolzer Pilot - sich irgendwie dafür schämte, daß er wie jeder normale Fußsoldat auf dem Boden verletzt worden war.

Die beiden jungen Männer sahen wie ideale Flugpiloten aus und benahmen sich auch so: sie waren engagiert, unauslöschlich (zumindest im Geist) und fest davon überzeugt, daß die beste Rolle, die man im Krieg spielen konnte, die eines Kampfpiloten wäre. Mit Worten, Signalen und Geräuschen beschrieben sie, wie sie an jedem Tag mit gutem Wetter in der Basisstation geblieben waren, auf Alarm gewartet hatten, zu ihrem Flugzeug gestürzt waren, sich in Einheiten formiert hatten und dann per Funk auf angreifende Bomber gejagt wurden.

Sie beschrieben, wie sie Bomber angegriffen hatten und wie sie sich verhalten hatten, als amerikanische Luftflotten sie abschossen. Sie beschrieben den Luftkampf mit ihren Händen und Stimmen, klettern, tauchten, schrien und blickten in alle Richtungen. Einmal erhoben sie ihre Stimmen in einer solchen Begeisterung, daß die Oberschwester sie stoppen mußte. Diese beiden brachten mehr Leben in die Bude, als alle anderen Patienten zusammen.

Als wir entdeckten, daß sie Aufträge geflogen waren, die genau die Ziele schützen sollten, die ich vernichten sollte, wuchs ihr Interesse noch. Wir stellten fest, daß der Offizier seine Rückenverletzungen bei einem Angriff erlitten hatte, den ich geleitet hatte. Daß er sicher auf den Boden zurückkehren konnte und vergleichsweise gering verletzt wurde, glich einem Wunder. Es schien so, daß unser gemeinsames Erleben im selben Kampf uns nur noch mehr zusammenschweißte und ihre Verantwortung für mich nur erhöhte.

Vielleicht war es eine Verbesserung in der Langeweile und dem Unglück das in dem überfüllten Krankenhaus so greifbar war, daß man einen verstehenden und interessierten Zuhörer gefunden hatte - und sei es der Feind. Zu jeder sich bietenden Gelegenheit sprachen sie mit mir über alles und brachten mich sogar manchmal zum Duschen und auf die Toilette, wenn ich nicht einmal dahin mußte.

An einem hellen, sonnigen Tag brachten mich die beiden jungen Piloten auf Anweisung der Oberschwester auf die Terrasse, so daß wir ein wenig Sonne bekamen. Wir waren im Gespräch gerade beim Luftkämpfen zwischen Bombern und Angreifern und Angreifern mit Angreifern angelangt, als der Luftalarm losging und wir wieder hinein mußten. Ich dachte, daß sie enttäuscht wären und sich betrogen fühlten, aber sie wären niemals auf die Idee gekommen, etwas gegen den Willen der Oberschwester zu tun.

Sie waren in jeder Hinsicht bemerkenswerte junge Männer. Ich schätzte sie als intelligente, aus gutem Hause stammende deutsche Jugendliche, die jedoch verblüffend unreif waren. Wenn sie je Gedanken an moralische, wirtschaftliche, politische, soziale oder andere nicht-militärische Aspekte des Krieges aufwandten, sprachen sie niemals mit mir darüber. Ich erinnere mich, daß ich damals dachte, daß die Umstände über die sie kaum oder keine Kontrolle ausübten, sie in den Krieg gebracht hatten und daß sie froh sein durften, ihn zu überleben und danach in einer vollkommen anderen Welt wieder Fuß fassen zu können.

Beide wollten gerne die USA besuchen - als Besucher oder vielleicht sogar als Studenten. Sie waren sich nicht sicher, ob sie gerne Bürger der Staaten wären. Sie waren Deutsche, die eng mit ihrer Heimat verbunden waren. Einer deutete an, er würde gerne Amerikaner werden, wenn er gleichzeitig Deutscher bleiben könnte.

Die Tatsache, daß Amerika und Deutschland Kriegsgegner waren, schien weder Einfluß auf ihre Gedanken, noch ihre Emotionen zu haben. Sie waren nur Kampfpiloten, denen der Krieg körperliche Einschränkungen gebracht hatte, aber nicht ihrer Psyche, zumindest nicht, soweit

ich das einschätzen konnte. Ich hoffe, daß sie den Krieg überlebten und glückliche, erfolgreiche, westdeutsche Bürger wurden. Ich schulde ihnen sehr viel.

Eines Morgens, eine Stunde oder mehr vor Anbruch der Dämmerung, wurde ich von zwei Soldaten mittleren Alters geweckt, die mit barscher Stimme „Raus! Raus!“ schrien und klar machten, daß sie gekommen waren, um mich zu holen. Als sie bemerkten, daß ich nichts außer einem kurzen Nachthemd anhatte und weder Schuhe noch andere Kleidung in Sicht waren, gingen sie jemanden suchen, der dies beschaffen konnte.

Die lauten, rücksichtslosen und ungeschickten Soldaten sorgten für Aufruhr im Schlafsaal, aber nicht lange. Der Soldat mit meiner Kleindung schien nur einige Momente, bevor eine aufgebraute Oberschwester hereinstürmte. Wie eine Furie aus der Hölle verwünschte sie die Eindringlinge mit Worten und Gesten.

Obwohl ich kein Wort verstehen konnte, war ihre Botschaft klar: Die Soldaten hatten ihr Krankenhaus ohne Erlaubnis betreten, sie hatten sich angemaßt, einen Patienten aus ihrer Obhut mitnehmen zu wollen, sie hatten einen Schlafsaal voll kranker Menschen aufgeschreckt und sich in jeder Hinsicht wie Tölpel verhalten.

Sie ließ keine Widerrede zu. Sie sollten sofort verschwinden. Sie schob die Männer energisch durch die Eingangstür und hinaus. Die Soldaten wichen vor ihren Attacken zurück und waren vollkommen perplex. Zusätzlich zu ihrem anderen Benehmen bewahrten sie sich bei ihrem Abgang keinerlei Würde.

Die Oberschwester sagte mir, ich solle wieder schlafen gehen und half mir, mich zuzudecken. Sie fügte hinzu, daß die Soldaten zurückkommen würden und sie mich dann übergeben müßte, aber daß sie das nicht tun würde, solange das Protokoll nicht gewahrt würde.

Ungefähr zwei Stunden später erschienen zwei andere Soldaten mit einem Offizier der Luftwaffe. Der Offizier näherte sich der Oberschwester, die sich gerade im Saal befand, während die anderen Männer an der Tür stehenblieben. Der Offizier schlug die Hacken zusammen, verbeugte sich und sprach höflich mit der Schwester und händigte ihr ein Papier aus. Sie erwiderte seinen Gruß, nahm das Papier und las es. All das geschah nur wenige Schritte von meinem Bett entfernt. Ich konnte daher sehen, daß die Schwester der Anordnung zustimmte. Als sie das tat, signalisierte sie den Soldaten, das Krankenhaus zu verlassen und verwies den Offizier zum Warten in die Eingangshalle. Er verbeugte sich, drehte sich um und verließ den Saal.

Die Schwester kam dann an mein Bett, um mir zu sagen, daß ich gehen müßte. Sie bat jemanden, meine Kleidung zu holen. Ich war froh zu sehen, daß sie weder blutig noch schlammverkrustet waren. Offensichtlich war alles gewaschen worden. Mir wurde beim Anziehen geholfen.

Die Oberschwester und eine andere junge Frau halfen mir dann ins Foyer, wo der Leutnant auf mich wartete. Anscheinend fiel der Schwester dann ein, daß ich nicht gefrühstückt hatte. Meine Abreise wurde unterbrochen, als sie den Eskortenoffizier barsch anfuhr. Mit einem resignierten Gesichtsausdruck verließ er die Eingangshalle. Zwei Frauen geleiteten mich zu einer Bank, auf der ich auf das Essen wartete. Als das Essen kam, blieb die Schwester neben mir stehen und vergewisserte sich, daß ich jeden Krümel davon wirklich aß.

Als ich gegessen hatte und bereit zum Gehen war, unternahm ich einen Anlauf, der Oberschwester für alle Fürsorge und Aufmerksamkeit zu danken, die sie mir und anderen alliierten Patienten zukommen ließen. Ich bat sie, mir ihren Namen und ihre Adresse zu geben, so daß ich nach dem Krieg Kontakt mit ihr aufnehmen konnte.

Da richtete sie sich zu ihrer vollen Größe auf, schaute mir direkt in die Augen und erklärte klar und deutlich, daß sie weder Dank verdiente noch ihn annehmen wollte, da sie als ein Mitglied des Internationalen Roten Kreuzes (in dem Augenblick hielt sie mir ihr großes Medallion des Roten Kreuzes, das sie umhängen hatte, vor die Augen) nur ihre Pflichten

einem Verletzten gegenüber ausübte; in ihrem Krankenhaus bekämen alle Patienten – ob Deutsche oder Feinde, Offizier oder Zwangsarbeiter – die selbe Behandlung.

Trotzdem fügte sie hinzu, daß sie dankbar sei, daß ich ihre Bemühungen zu schätzen wisse. Sie verweigerte mir jedoch ihren Namen und ihre Adresse und erklärte mir, daß meine Absichten freundlich sein mögen, es jedoch unweise, wenn nicht sogar gefährlich sein würde, wenn man ihre Personalien bei mir finden würde. Sie drängte mich zu dem Versprechen, weder Namen noch andere Daten über Deutsche, die freundlich zu mir gewesen waren, bei mir zu tragen und erklärte, daß jede Freundlichkeit und Hilfe, auch wenn sie rein menschlich waren, oder auch nur der Verdacht darauf, jeder mir helfenden Person große Unannehmlichkeiten bereiten könnten.

Sie warnte mich, daß Spitzel und Informanten überall seien und da ich als Kriegsgefangener einen besonderen Status hatte, sollte ich diesen niemals leichtfertig ausleben, sondern immer umsichtig handeln und niemals jemandem vertrauen. Sie rief dann um Hilfe (wir waren alleine im Foyer, nachdem das Essen gebracht worden war) und ihre Assistentin kam und dann halfen mir dieselben Frauen, die mich in das Krankenhaus geleitet hatten, es wieder zu verlassen.

Die Offiziere und Soldaten warteten auf dem Bürgersteig. Als die Schwestern mich übergaben, trat die Oberschwester zurück und bedeutete der anderen, das selbe zu tun. Ich vermute sie tat dies, damit ich nicht auf die Idee kam, ihr die Hand zu schütteln. Ich drehte mich um und verbeugte mich förmlich vor den beiden Frauen, aber ich sprach kein Wort. Sie standen an der Tür, bis ich ins Auto gesetzt wurde.

Das war mein letzter Anblick und Kontakt mit zwei bemerkenswerten Frauen, für die ich große Bewunderung und Respekt in den wenigen gemeinsamen Tagen entwickelt hatte. (Ich bin nicht sicher, wie lange ich in diesem Krankenhaus war. Vielleicht waren es zwischen 8 und 11 Tagen.) Ich habe lebhaftere Erinnerungen an diese beiden Frauen und hoffe, daß sie den Krieg überlebten und ein glückliches erfülltes Leben in ihren verbleibenden Jahren lebten. Sie verdienten es auf jeden Fall.

Ich habe nur sehr vage Erinnerungen an die Fahrt vom Krankenhaus nach Wien. Ich erinnere mich, daß der begleitende Offizier mir sagte, daß die Militärführung mich völlig aus den Augen verloren hatte und sie erst am Vortag von meinem Aufenthaltsort erfuhren und daß ich in ein Kriegsgefangenenlager in der Nähe von Frankfurt verlegt werden würde. Das Fahrzeug, in dem wir reisten, war verschlossen und erlaubte kaum bis keine Aussicht nach draußen. Ich erinnere mich auch, daß die Reise Stunden dauerte und wir uns (meiner Ansicht nach) einige Male verfuhrten. Der eine Soldat an meiner Seite schien sich genau so unwohl zu fühlen wie ich. Falls er während der Reise auch nur einmal ein Wort sagte, kann ich mich nicht daran erinnern.

Schließlich erreichten wir die Luftwaffenbasis. Die Soldaten halfen mir aus dem Auto in ein Gebäude und setzten mich dort auf eine Bank im Foyer. Ich vermutete, daß wir uns in einem Büro- oder Verwaltungszentrum befanden, da ich während des halben Tages, den ich dort verbrachte, nicht ein einziges Mal ein Flugzeug hörte.

Kurz nach der Ankunft näherte sich mir ein junger Flieger und sagte „Essen“. Er half mir in eine große Halle und setzte mich an einen Tisch, an dem auch andere Personen beim Essen saßen. Aber einige der dort Sitzenden schienen zu verneinen, woraufhin mir an einen anderen Tisch geholfen wurde, der mit dem ersten identisch war, mit dem Unterschied, daß hier Offiziere saßen, während der erste von normalen Angestellten besetzt war. Jeder Offizier an Tisch verneigte sich kurz, um meine Anwesenheit anzuerkennen und ich verbeugte mich ebenfalls. Trotzdem sprach keiner mit mir.

Bald erschien eine große, lächelnde Frau mittleren Alters, die eine gigantische Schürze über einem weißen Kleid trug und servierte jedem von einem großen Tablett eine Schüssel. Jede Schüssel enthielt eine großzügige Portion einer dicken Suppe aus Gemüse, Klößen und

kleinen Fleischstücken. Das war ein Festessen. Es war herrlich und das erste Essen auf deutsch besetztem Gebiet, daß ich wirklich genießen konnte.

Nach dem Essen wurde ich in einen großen Raum im anderen Teil des Gebäudes gebracht, in dem es Stühle, Tische und ungefähr sechs Doppelhochbetten gab. Ich wurde zu einem geführt und legte mich glücklich dort nieder. Während des Nachmittags wurden weitere kürzlich aufgegriffene Kriegsgefangene hineingebracht. Keiner von ihnen war verletzt, auch wenn sie alle in gewissem Maße aufgrund ihrer Erlebnisse einen Schock erlitten hatten.

Wir sprachen nur vorsichtig miteinander, denn obwohl keine Deutschen anwesend waren, fürchteten wir, der Raum könnte abgehört werden. Rückblickend glaube ich nicht, daß das der Fall war. Wir wurden von Verwaltungspersonal betreut, die uns bewachten und zusätzlich zu ihren normalen Pflichten für uns zu sorgen hatten, zumindest schien das so.

Mitten am Nachmittag erschien ein *Noncom* mittleren Alters im Raum, blickte sich bei den Anwesenden um und kam auf meinen Platz zu. Er schlug die Hacken zusammen, verbeugte sich und sagte: „Colonel Smart, ich melde Ihnen, daß wir die Leichen von sieben Männern ihrer Flugstaffel aufgefunden haben. Augenscheinlich wurden alle durch die Explosion getötet, noch bevor sie den Boden erreichten.“ Dann fügte er traurig hinzu: „Sie waren alle noch so jung. Ihre Namen werden dem Internationalen Roten Kreuz übergeben.“

Ich dankte ihm. Zunächst wollte ich fragen, woher er wußte, daß die Männer zu meiner Crew gehörten und wie er mich in einem Raum mit noch ungefähr sechs weiteren Amerikanern erkennen konnte. Aber meine Gehirnzellen produzierten langsam aber sicher eigene Antworten. Mein Flugzeug war das einzige, das östlich des angegriffenen Zieles abgeschossen worden war und von den anwesenden Amerikanern hatte ich einen Altersvorsprung von wenigstens 10 Jahren. Die sieben Toten plus Sergeant Carter und mir selbst ergaben neun von zehn Besatzungsmitgliedern, die an Bord gewesen waren. Offensichtlich hatte noch jemand überlebt oder aber er war so zugerichtet worden, daß er nicht mehr als menschliches Wesen erkannt werden konnte.

Wie ich bereits erwähnte, war ersteres der Fall, Major Hill, der Copilot, hatte die Explosion überlebt, war sicher gelandet und konnte für einige Tage flüchten.

(Während ich abstürzte und nachdem ich mir das Blut aus den Augen gewischt hatte, hatte ich die Trümmer meines Flugzeuges sehen können – ohne Flügel, Front oder Heck und von einem Ende bis zum anderen aufgerissen – wie es einige Meter über mir herabstürzte. Ich sah einen Mann in Draht und Metall gefangen, der offensichtlich versuchte, sich herauszuwinden. Als ich erfuhr, daß Major Hill überlebte und Kriegsgefangener wurde, nahm ich an, daß er derjenige war, den ich dort gesehen hatte. Aber nachdem vor einigen Jahren seinen eigenen Bericht las, stellte ich fest, daß er – wie ich – aus dem Wrack geschleudert worden war. Nun glaube ich, daß die Person, die ich sah entweder der Bombardier, der erste Leutnant Haskell P. LaSater, oder der Navigator, der zweite Leutnant Joseph J. McCarthy, waren.)

(Natürlich kann ich nicht sicher sein, daß die Bewegungen der Arme und Beine, die ich gesehen hatte, Aktivitäten waren, die bei vollem Bewußtsein geschahen. Diese Bewegung hätte auch durch Luftböen entstehen können. Des weiteren war meine Sicht eingeschränkt und ich war nicht vollkommen bei klarem Verstand, um es noch milde auszudrücken. Trotzdem habe ich ein lebhaftes Bild einer Person vor Augen, die in Flugzeugdrähten und Kabel gefangen ist.)

Gegen Sonnenuntergang wurden alle Kriegsgefangenen (ich glaube es waren neun) nach draußen geführt, in dem ein Lastwagen mit niedrigen Seitenwänden und ohne Dach auf uns wartete. Als die deutschen Wachen erkannten, daß ich nicht auf die Ladefläche klettern konnte und mich auch nicht sicher an den Rändern festhalten konnte, sobald der Lastwagen losfuhr, brachte uns einer der Wachen einen Rollstuhl in einem recht desolaten aber benutzbaren Zustand. Ich wurde in den Stuhl gesetzt und in ihm auf den Lastwagen gehoben. Die Amerikaner und zwei Wachen mit Gewehren über der Schulter kletterten an Bord. Der *Noncom* kletterte neben dem Fahrer auf den Vordersitz und wir bewegten uns von der

Einfahrt auf die Straße. Ich klammerte mich an den Stuhl und wurde hin- und hergeschüttelt, geworfen und gerüttelt, als der Lastwagen über stark beschädigte Straßen fuhr.

Wir fuhren durch Gegenden, wo die Infrastruktur beinahe vollständig von Bomben und Feuer zerstört waren und ganze Landstriche wie ausgestorben dalagen. Schließlich erreichten wir eine Bahnstrecke, an der die Zerstörungen noch viel deutlicher war. Von vielleicht zwanzig Gleisen war bestenfalls eines noch intakt und benutzbar. Die andern waren durch tiefe Bombenkrater unbenutzbar geworden, einige davon hatten Güterwaggons und andere Schienenfahrzeuge beschädigt oder ausgebrannt.

Ein wenig weiter östlich ragte die Ruine des früheren Bahnhofes oder Stationshauses gegen den Himmel. Es gab kaum bis gar keine sichtbaren Bemühungen, diese Gebäude zu reparieren oder andere Gleise als das eine und ein oder zwei Abstellgleise wieder instand zu setzen.

Ein Personenwaggon stand an einem der noch funktionsfähigen Gleise. Wir Gefangenen und die Wachen stiegen in diesen Waggon um und alle Vorhänge, die nicht schon geschlossen waren, wurden noch geschlossen. Ich vermutete, daß das die Gefangenen vom Herausschauen abhalten sollte und zudem als Verdunklung für die hereinbrechende Nacht dienen sollte. Kurz danach setzte sich der Waggon in Bewegung und wurde an einen durchfahrenden Zug angehängt und wir waren Richtung Westen durch die Nacht unterwegs.

Sofort nachdem der Zug abgefahren war, war die erste Beschäftigung das Essen. Der junge *Noncom* der dafür verantwortlich war, die Gefangenen sicher zu überbringen, was augenscheinlich auch für das Essen verantwortlich. Er öffnete einen Picknickkorb, holte Brot heraus (ein dunkler, harter Brocken, von dem ich später erfuhr, daß er beim deutschen Militär Standard war), harter Käse, Margarine und eine Art Fleischwurst. Er verteilte kleine aber peinlich genau gleiche Portionen an jeden Gefangenen, alle Wachen und sich selbst. Somit aßen wir unsere erste Mahlzeit, während der Zug durch die Vororte von Wien rollte.

Vielleicht zwei Stunden später entschied der *Noncom*, wir sollten nun unsere zweite Mahlzeit einnehmen. Dieses zweite Essen war eine Wiederholung des ersten. Obwohl ich nicht hungrig war, erinnerte ich mich an den Ratschlag der Oberschwester und der beiden jungen Piloten im Krankenhaus, ich solle alles Essen annehmen, sobald es mir überreicht wurde. Ungefähr um Mitternacht verteilte der *Noncom* das verbleibende Brot mit Käse, Margarine und Wurst unter uns.

Somit war die Ration für eine 24stündige Fahrt in den ersten paar Stunden aufgebraucht. Ich nahm an, daß es morgen kein Essen geben würde und wollte meine letzte Portion aufheben, aber es gab keine Möglichkeit dafür. Das Abteil war vollbesetzt und es gab keine Regale geschweige denn Papier, um Essen einzuwickeln. Man konnte es in der Hand behalten oder aufessen. Ich aß es, wie auch meine Mitgefangenen und unsere Bewacher.

Die Amerikaner und unsere Wachen besetzten zwei Abteile. Beide waren völlig überfüllt. Nach einigen Stunden ermüdender Fahrt, versuchte der kleinste Amerikaner sich auf das Gepäcknetz über dem Sitz zu legen, um sich dort ausstrecken zu können, aber das erwies sich als nicht durchführbar.

Ein anderer legte sich auf den Fußboden, aber auch das war nicht lange hilfreich, da wir keinen Platz für unsere Füße hatten außer unmittelbar an ihm oder auf ihm. Der *Noncom* verließ uns schließlich (ich vermute, um eine Ausweichmöglichkeit zu finden) und das half eine Menge.

Wir waren somit alleine mit einer Wache, einem nicht übermäßig wachsamen jungen Mann, der direkt neben der Tür zum Gang saß und ein Gewehr zwischen seinen Füßen liegen hatte. Um das Abteil zu verlassen, hätten wir über die Füße der Wache und sein Gewehr steigen müssen, was ohne seine Mithilfe kein einfaches Unterfangen war.

Als der Zug sich stetig nach Westen bewegte, wurden die jungen Amerikaner und unsere Wache gelangweilt und müde. Die Amerikaner schliefen schließlich. Die Wache unternahm einige Anstrengungen, um wach zu bleiben und döste schließlich genau wie diejenigen, die er

bewachte. Trotz des überfüllten Abteiles fühlte ich mich völlig allein und nahm das als Anlaß, eine Flucht zu versuchen. Ich erkannte, daß ich das Abteil unentdeckt verlassen konnte, während die Wache eingenickt war. Wenn ich ihn durch meine Bewegung weckte, konnte ich immer noch sagen, daß ich auf die Toilette müsse.

Wenn ich erst im Gang war, konnte ich mich zum Ende des Waggons bewegen und den Zug durch eine Seitentür verlassen. Damit meine Flucht Erfolg haben konnte, mußte ich den Zug unbemerkt und unbeobachtet verlassen, so daß einige Zeit vergehen würde, bis man mich vermißte. Natürlich war es gleichermaßen wichtig, daß ich auch nicht von Personen außerhalb des Zuges beobachtet wurde. Ich überlegte also, daß ich beides erreichen konnte, wenn ich den Zug unmittelbar nach der Ausfahrt aus einem Bahnhof verlassen würde, aber bevor er eine Geschwindigkeit erreichte, die mir gefährlich werden könnte.

Ich entschied, daß ich den Zug gegen Ende der Nacht verlassen würde, wenn ich uns in der Nähe der Schweizer Grenze vermutete. Einmal auf festem Boden, würde ich mich tagsüber verstecken und mich nachts über die Grenze von Österreich in die Schweiz durchschlagen.

Nachdem ich die Entscheidung zur Flucht getroffen hatte, verschwendete ich keinerlei Gedanken mehr an Schmerzen oder Einschränkungen. Ich war völlig wachsam und ungeduldig, meinen Plan durchführen zu können. Als der Zug zum nächsten Mal bremste, hörte man den Lärm mehrerer Menschen und Verkehrsgeräusche, die darauf hinwiesen, daß wir uns in einer größeren Stadt befanden. Zudem wurde die Wache wach und aufmerksam. Der nächste Halt war auch wieder unpassend. Die Fahrt zum dritten Halt schien nahezu unendlich. Einige Male wurde der Zug langsamer, als wenn er gleich anhalten würde, aber dann ging er wieder zur normalen Geschwindigkeit über. Ich wurde angespannt, nervös und ungeduldig.

Schließlich wurde der Zug langsamer, als wenn er gleich anhalten würde. Ich öffnete die Tür und stieg über die Füße der Wache und sein Gewehr in den Gang. Der Gang war buchstäblich vollgestopft mit unbewaffneten Soldaten, müden Männern, die mehr oder weniger im Stehen schliefen. Sie drückten sich nah genug an die Wand, um mir Platz zu machen. Der Raum am Ende des Waggons war auch mit Soldaten überfüllt. Es gab keine Möglichkeit für mich, unentdeckt zu entkommen.

Ich entschied, daß ich in die Toilette gehen würde und dort durchs Fenster klettern. Ich öffnete die Toilettentür und stellte fest, daß jemand darin war. Ich hatte keine Wahl, als meinen Plan aufzugeben oder zu warten, bis ich in die Toilette konnte. Ich wartete also.

Neben mir stand ein Soldat meines Alters und meiner Größe auf der überfüllten Plattform. Obwohl er eine Uniform trug, sah er eher wie ein Geschäftsmann oder Manager aus, als ein Soldat. Er fragte „Kriegsgefangener, wie?“ und ich nickte. Er sagte dann in akzentfreiem Englisch „British?“ und ich antwortete: „Nein, Amerikaner aus den USA.“

Er erklärte mir dann, daß er für einen Kurzurlaub nach Hause fuhr und schon lange Zeit vergangen war, daß er seine Kinder und seine Frau das letzte Mal gesehen hatte. Ich spürte, daß er seine Freude mit jemandem teilen wollte und ich gerade gelegen kam. Ich gab daher herzlich zurück „Ich wünsche Ihnen glückliche Ferien. Ich hoffe, daß sie ihre Familie wohlbehalten vorfinden und nicht durch den Krieg beeinträchtigt.“

Er lächelte, bedankte sich und sagte mir, sie seien vermutlich in Sicherheit, da er sie in einem kleinen Dorf weit entfernt von jeder industriellen oder militärischen Einrichtung zurückgelassen hatte. Die Toilettentür öffnete sich und es kam jemand heraus. Als mich auf die Tür zu bewegte, sagte der Deutsche, mit dem ich geredet hatte, „Ich hoffe, daß auch Sie bald sicher zu Ihrer Familie zurückkehren.“ Ich bedankte mich und betrat die Toilette, schloß die Tür und verriegelte sie.

Der Zug begann sich zu bewegen. Ich öffnete das Fenster. Die Nachtluft strömte herein. Jemand vor der Tür rief laut. Ich vermutete, daß das offene Fenster für einen Luftzug unter der Tür gesorgt hatte und jemand mich der Flucht verdächtigte, war mir dessen aber nicht

sicher. Ich mußte jetzt gehen oder ich hatte meine Chance vertan. Der Zug gewann an Geschwindigkeit.

Ich überlegte, mich aus dem Fenster zu stemmen, mich nach dem Sprung mit den Händen abzufedern und von den Schienen weg zu rollen. Statt dessen lehnte ich mich so weit wie nur irgend möglich aus dem Fenster, um zu sehen, wo ich landen würde. In diesem Moment rauschte ein eisernes Eisenbahnsignal nur Millimeter vor meinen Augen an meinem Kopf vorbei. Ich zuckte vom Fenster zurück. Wäre ich meinem ersten Impuls gefolgt, hätte ich sicherlich den Pfosten getroffen oder wäre hineingesprungen und wäre entweder ernsthaft verletzt worden oder hätte mich selbst getötet.

Ich war zutiefst erschrocken und mir war übel. Mir war nach Erbrechen zumute. In diesem Moment wurde mir wieder bewußt, wie schmerzhaft meine Verletzungen waren. (Ich hatte sie vergessen, bis das Signal an mir vorbei rauschte.) Ich saugte die frische Luft ein, die durch das offene Fenster hinein strömte und versuchte mich zusammenzureißen. Es gab ein Klopfen an der Tür und jemand versuchte, sie zu öffnen. Ich schloß das Fenster, öffnete die Tür und ging hinaus. Ein Wachsoldat betrat unmittelbar die Toilette. Die anderen Männer im Vorraum waren genauso lethargisch und unbeteiligt wie vorher auch. Der Mann, der vom bevorstehenden Besuch seiner Familie gesprochen hatte, war verschwunden. Es gab keinerlei Verbindung zwischen dem Rufen, daß ich gehört hatte und meinen verunglückten Fluchtgedanken. Keiner von ihnen wußte es oder kümmerte sich darum. Ich bahnte mir meinen Weg zurück in das Abteil und tastete mich zwischen den Füßen der schlafenden Männer durch. Wenn die Wache meine Abwesenheit oder Rückkehr bemerkt hatte, zeigte sie es jedenfalls nicht. Ich war die einzige aufgewühlte Person, die sich bewußt war, daß ich einen Versuch zur Flucht unternommen hatte.

Ich war durch diese Erfahrung völlig verstört – nicht so sehr durch meinen Fehler mit den beinahe katastrophalen Folgen, sondern über meine mangelnde Einschätzungsfähigkeit, daß ich tatsächlich einen so riskanten, närrischen Plan ausführen wollte. Vor dieser Erfahrung war ich über meinen körperlichen Zustand besorgt gewesen. Nun war ich mehr entsetzt über meinen psychischen Zustand, der solche Aktionen entwarf. Kein halbwegs vernünftiger Kriegsgefangener hätte in der Kleidung eines feindlichen Landes und in meiner körperlichen Verfassung eine tagelange Wanderung von Österreich in die Schweiz in Erwägung gezogen – ohne Essen, Wasser oder eine Karte. Nun, da ich so unweise gehandelt hatte, wie konnte ich erwarten, daß ich mit den nicht einzuschätzenden aber sicher eintreffenden Schwierigkeiten der vor mir liegenden Zeit fertig werden konnte? Ich war kurz vor dem Verzweifeln. Aber ich erkannte, daß das Versinken in der Verzweiflung ein genauso grober Fehler war. Ich war nicht bereit, mir wirklich einen Fehler einzugestehen. Der Rest der Nacht verging nur sehr langsam.

Der Zug reiste unaufhörlich den ganzen Tag hindurch. Die amerikanischen Kriegsgefangenen und ihre Wachen waren ohne Essen oder Wasser. Alle waren hungrig, durstig, angespannt und nervös, aber jeder bemühte sich, sich zusammenzureißen. Es gab daher keine Konflikte. Der junge *Noncom* der für die Wachen verantwortlich war, versuchte erfolglos vom Zugpersonal Wasser oder Essen zu bekommen. In der Mitte des Vormittags kündigte er an, er würde bei der Ankunft in einer bestimmten Stadt Essen für uns organisieren. Als der Zug dort ankam, zog er selbstsicher und zielstrebig los. Als der Zug sich aus dem Bahnhof bewegte, kehrte er niedergeschlagen zurück. Er konnte keinen Militärposten auftreiben, der Essen bereitstellte und er hatte weder das Geld noch Essensmarken, die erforderlich gewesen wären, um Nahrungsmittel kaufen zu können. An jedem folgenden Halt verließ er den Zug auf der Suche nach Essen, war aber nirgends erfolgreich. Nach einem solchen Ausflug kehrte er jedoch mit einer grell gefärbten Flüssigkeit zurück, die sich als gelöstes Getränkepulver herausstellte. Er gab jedem von uns ungefähr 0,25 l in einer Tasse, die er irgendwo – wahrscheinlich von einem Mitreisenden – geborgt hatte. Wir erreichten Frankfurt am Main am Nachmittag. Dort wurden wir per S-Bahn nach Oberursel, einer Gemeinde im Randbezirk

der Stadt gebracht, wo das Zentrum des Luftwaffen-Kriegsgefangenenlagers lag. Wir kamen in der Dämmerung dort an.

OBERURSEL

Unsere Gruppe aus Amerikanern und Wachen wurde am Eingang von einem *noncommissioned* Offizier mittleren Alters empfangen, der nicht sehr glücklich über unsere Ankunft zu sein schien. Er und der junge *Noncom*, der uns von Wien hierher gebracht hatte, verwickelten sich in ein längeres Gespräch, bei dem eine Menge Papiere vorgezeigt wurden, während wir Amerikaner wartend in der Gegend herumstanden.

Schließlich zeigte der junge *Noncom* auf mich. Ich wurde dann von den anderen Amerikanern getrennt und einige Meter weiter weg gebracht, wo die Wache mir signalisierte, dass ich hier zu warten habe. Bald befahl der empfangende *Noncom* einigen Untergebenen, sie möchten die anderen Amerikaner wegbringen und ging zu mir hinüber. Er fragte mich, ob ich dringende medizinische Betreuung bräuchte. Ich sagte, dass ich das nicht brauchte (Ich glaubte, dass ich besser nach nichts für mich fragen sollte, weil man das vielleicht als Erpressung nutzen konnte.). Trotzdem bat ich darum, man möge der Gruppe Amerikaner etwas zu essen geben, da sie seit gestern Abend nichts bekommen hatten. Der *Noncom* erwiderte „ja ja“ und winkte mir, ihm zu folgen.

Der *Noncom* begleitete mich in eine von mehreren einstöckigen Bauten, durch deren Mitte eine schmale Gasse führte. Auf jeder Seite befanden sich eng aneinandergereihte, schwere Holztüren. Alle waren geschlossen, außer der ersten auf der linken Seite. Der *Noncom* zeigte darauf und sagte „Abort“, was ich als „Toilette“ interpretierte. Einige Meter weiter öffnete er eine Tür zur Rechten und führte mich in einen kleinen, zellenähnlichen, spärlich beleuchteten Raum mit einem Fenster, das von außen zugemauert zu sein schien. Es gab einen kleinen Schlitz in der Tür auf Augenhöhe, der von außen geöffnet werden konnte und umfassenden Überblick über den Raum und seine Insassen bot. Der *Noncom* zeigte auf einen kleinen Schalter an der Tür und signalisierte mir, dass durch ein Betätigen eine Wache anhand einer Signaltafel in der Halle darauf aufmerksam werden würde, dass ein Insasse Aufmerksamkeit haben wollte.

Es gab einen kleinen Tisch und eine schmale Pritsche, auf der eine Strohmattlage lag, die mit grauen Decken überzogen war. Der *Noncom* nahm mir meine Schuhe ab, was, wie er mir erklärte, eine Vorsichtsmaßnahme gegen Fluchtversuche war. Damit verließ er mich mit meinen Schuhen in der Hand. Ich lag auf meiner Pritsche, erleichtert, dass ich mich ausstrecken konnte. Ich schlief sofort ein.

Ich schlief tief und durchgehend. Als ich wieder aufwachte, machte ich mir Sorgen über das Unglück und den Kummer, den meine Familie durchmachen musste. Mehr als alles andere wollte ich ihnen eine Nachricht zukommen lassen, dass ich lebte und es mir gut ging, und es frustrierte mich, dass ich keine Möglichkeit dazu hatte. Ich überlegte, was ich sagen oder tun konnte, wenn ich Gespräche mit deutschen Behörden hätte. Ich wusste, dass die Genfer Konventionen (in denen Deutschland eine bedeutende Rolle spielte) forderte, dass über Kriegsgefangene Meldung gemacht wurde, aber mir war auch klar, wie langsam diese Berichterstattung unter Umständen funktioniert. Konnte ich das beschleunigen? Oder musste ich warten? Ich wartete.

Ich verbrachte drei oder vielleicht auch vier Tage und Nächte in der Zelle und bekam niemand zu Gesicht, außer der Wache, die mir zweimal täglich Essen brachte und mich zur Toilette geleitete. Ich hatte fortwährende Schmerzen im unteren Rückenbereich, im Nacken und an den Beinen. Einige der Granatwunden eiterten. Ich fühle mich unwohl, beschwerte mich aber nicht nennenswert über meinen Zustand. Ich war sicher, dass ich mich mit der Zeit

erholen würde. Meine tiefste Sorge drehte sich darum, welche Qualen meine Mutter und mein Vater durchmachen würden.

Am dritten oder vierten Morgen wurde ich zum Büro meines ersten Befragers gebracht, einem Offizier meines Alters, der sich als Major Waldschmidt vorstellte. (Ich erfuhr später, dass er Professor an der Universität Göttingen gewesen war.) Major Waldschmidt begann sein Verhör, indem er mir vorwarf, ich sei unkooperativ gewesen, da ich mein „Rotes Kreuz“-Formular, dessen Ausfüllung von allen Kriegsgefangenen erwartet wurde, nicht vollständig ausgefüllt habe. Dieses Formular wurde mir mitsamt einem Stift überreicht, bevor ich zum Verhör gebracht wurde. Es war ein einziges Blatt, auf dem ich angegeben hatte: meinen Namen, Dienstrang, Nummer, den Namen meines Vaters als nächsten Angehörigen und seine Adresse als c/o Headquarters, U.S. Army Air Force, Washington, D.C. Ich hatte weitere Zeilen unausgefüllt gelassen. Major Waldschmidt informierte mich grob, dass das Leben eines widerspenstigen Kriegsgefangenen recht hart werden könnte. Ich antwortete, dass ich mich gemäß den Genfer Konventionen verhalten würde und ich erwartete, dass die deutschen Behörden das selbe tun würden.

Ich fügte hinzu, dass ein Kriegsgefangener nicht gezwungen werden durfte, seine Militäreinheit preiszugeben oder deren Standort zu nennen. Major Waldschmidt erklärte, dass es notwendig sei, dass ich meine Identität als amerikanischer Soldat nachwies, um als Kriegsgefangener behandelt zu werden und dass ich das nicht getan hätte.

Ich fragte, welchen besseren Nachweis meiner Identität als amerikanischer Flieger ich denn hätte liefern können, als über das ich über einem angegriffenen Militärziel abgeschossen worden war, das gerade unter dem Beschuss der Amerikaner stand und dass ich eine amerikanische Uniform mit klar erkennbaren Auszeichnungen trug. Er erklärte, dass die Verweigerung der Daten, die das Rote Kreuz brauchte, die ich nicht preisgeben wollte, ein wesentlicher Schritt beim Verhüllen der wahren Identität seien.

Major Waldschmidt stellte dann klar, dass Angehörige der amerikanischen Luftwaffe keine Anerkennung als mutige Soldaten verdienen, sondern wir als Luftgangster angesehen würden, da Bomberpiloten die Zivilbevölkerung in ihren Häusern, Kirchen und Krankenhäusern tötete; dass amerikanische Flieger auf Deutsche zielten, die aus ihren zerstörten Flugzeugen mit dem Fallschirm absprangen und dass erst kürzlich amerikanische Piloten Feldarbeiter, Frauen und alte Männer bedroht hatten, die auf ihren Feldern arbeiteten. Ich antwortete, dass amerikanische Flieger nur Industrie angriffen, die deutsche Militärkräfte unterstützten und dass die Ergebnisse amerikanischer Angriffe genau dies belegten. Ich vermutete, dass das Propagandaministerium der Nazis solche Gerüchte in die Welt setzte, dass die Amerikaner Flieger an Fallschirmen oder Bauern auf dem Feld angriffen, aber mir war nicht klar gewesen, dass sogar Offiziere der Luftwaffe so etwas glauben würden. Ich bekräftigte, dass ich es nicht glaubte.

Major Waldschmidt kehrte dann wieder zu Fragen bezüglich meiner Einheit und deren Stationierung zurück und der Bedeutung, dass ich meine Beziehung zu anerkannten Militärorganisationen offen legte und bewies, dass ich kein Spion oder Überläufer war. Ich erwiderte, dass alle Fakten, die der Luftwaffe vorlagen, dies ausreichend bewiesen.

Ich stellte klar, dass das Bombengeschwader, von dem mein Flugzeug ein Teil gewesen war, nur aus Italien gekommen sein konnte, dass es ohne jeden Zweifel schon auf dem Radar erschienen war, bevor es überhaupt über deutsches Besatzungsgebiet gekommen war und dass die deutschen Aufklärungseinheiten mit Sicherheit jede alliierte Airbase in Italien kannten und ihre Luftaufnahmen vermutlich die Anzahl aller Flugzeuge auf den einzelnen Stationierungen erkennen konnten. Major Waldschmidt sagte dann im Brustton der Überzeugung „Oh ja. Wir wissen alles über die Vorgänge in Italien wie auch in England. Es ist dumm und unnötig, Informationen vor uns zu verbergen. Wir wissen in der Tat alles über Ihre Vorhaben.“ Dann las er mir einige Informationen vor, die man in jeder gedruckten Broschüre über Militärangehörige beziehen konnte und nachdem er mir diese Statistiken

präsentiert hatte, fügte er hinzu: „Wir wissen auch von Ihren aktuellen Aktivitäten. Ich werde Ihnen zeigen, dass sie nichts vor uns verbergen können.“ Mit diesem Kommentar ging er zu einem Aktenschrank und zog eine Fotografie heraus, die er mir überreichte und erklärte triumphierend: „Sehen Sie, hier sind sie mit Ihren Freunden und Mitverschwörern!“ Die Fotografie zeigte Präsident Roosevelt, den Premier Churchill, die Verantwortlichen ihres Mitarbeiterstabes und weitere Mitarbeiter, zu denen auch ich gehörte. Die Aufnahme wurde im Januar 1943 in Casablanca während einer Sitzung gemacht. Das Bild, das er mir überreichte, war aus einer Ausgabe des National Geographic ausgeschnitten worden.

Major Waldschmidt hatte ganz offensichtlich versucht, mich zu überraschen und das war ihm auch gelungen. Ich hatte diese Aufnahme noch nie vorher gesehen und wusste auch nicht, dass sie vom National Geographic veröffentlicht worden war. Ich kommentierte sie mit irgendetwas, was wie „gute Aufnahme“ oder so klingen sollte und bemühte mich, meine Überraschung zu verbergen.

Major Waldschmidt zitierte dann andere Treffen und Aktivitäten des Zusammenschlusses der Stabsleiter und von Präsident Roosevelt und Premier Churchill - bei denen er die alliierten Leiter als „Erzverschwörer“ und „internationale Kriminelle“ bezeichnete, die Krieg gegen die Zivilbevölkerung führten und Kathedralen, Kirchen, Krankenhäuser und unbezahlbare Kulturgüter zerstörten. Ich schlussfolgerte daraus, dass er von mir erwartete, dass ich glauben würde, genau solche Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen zu haben, wie sie, wenn ich mich zu diesen Verschwörern rechnete und ihr Agent war,.

Als ich an der Reihe war, etwas zu sagen, stellte ich fest, dass General Philip Sherman richtig lag, als er sagte, dass Krieg die Hölle sei und machte klar, dass Deutschland den zweiten Weltkrieg begonnen hatte und erläuterte die zerstörerische Macht der Bomber zunächst über Polen und dann später in Holland, Belgien, Frankreich und England.

Diese Diskussion führte natürlich zu gar nichts. Major Waldschmidt stellte wiederum Fragen über meine Einheit, deren Position und bohrte weiter nach, weil ich mich geweigert hatte, die Adresse meiner nächsten Angehörigen herauszugeben. Er gab mir sogar Informationen über mich selbst, wie zum Beispiel, dass ich verheiratet war, Kinder hatte und zur 97ten gehörte, dass diese Gruppe von Colonel Frank Allen geleitet wurde, dass mehrere Flugzeuge abgeschossen worden waren und ihre Besatzungen gefangen genommen wurden, dass ich vor einigen Wochen nach Italien gekommen war und weitere Informationen, die mir zeigen sollten, dass das deutsche Wissen lückenlos war und ich einfach nur starrsinnig war, wenn ich die Formulare für das Rote Kreuz nicht ausfüllte.

Ich vermutete auch, dass es den Alliierten keinen Schaden zufügen würde, wenn ich das bestätigte, was sowieso über die 97te bekannt war oder dass es auch keinen weiteren Wert für sie haben würde; aber wenn mein deutscher Befrager meinte, stur sein zu wollen, dann war ich das eben auch! Ich hatte die Adresse meiner Eltern nicht angegeben, weil ich vor meinem Aufbruch aus den Vereinigten Staaten von einer heimtückischen Praktik erfahren hatte: einige Personen hatten betagte Eltern oder andere Verwandte von bekannten Kriegsgefangenen kontaktiert und ihnen erklärt, dass sie geheime Wege hatten, um ihren geliebten Angehörigen Essen und andere benötigte Artikel zukommen zu lassen und dass die Angehörigen nur Geld für diese Zwecke zu überweisen bräuchten. Die Angehörigen waren gewarnt worden, niemals eine solche Geldtransaktion zu erwähnen, da die Nazis davon Wind bekommen könnten und das Hilfsnetzwerk ausheben könnten. Ich habe niemals erfahren, ob diese Methode weit verbreitet war oder ob nur einige wenige Naziagenten oder einfache amerikanische Armeeangehörige so etwas wirklich praktizierten.

Major Waldschmidt sprach abfällig von dem US-UK-Bündnis mit der Sowjetunion und fragte mich, warum die USA sich mit den Bolschewiken verbündeten. Ich zeigte auf, dass das Bündnis ganz logisch war, weil wir einen gemeinsamen Feind hatten, der uns den Krieg erklärt hatte und die Sowjets ohne jede Warnung angegriffen hatte. Ich fragte, ob er nicht eher die Allianz zwischen den Nazis und Japan für ziemlich abwegig hielt. Er antwortete: „Nein!

Viele Deutsche residieren jahrelang in Japan und Japan ist ein guter Markt für Produkte, die in Deutschland hergestellt werden.“ Ich fand nachher heraus, dass das wirklich stimmte.

Als Major Waldschmidt unser Hin und Her langsam leid zu werden schien, erklärte mir wieder, dass ich mich stur verhalte und er mich in meine Zelle zurückschickte, damit ich über mein Verhalten nachdenken konnte. Das tat er dann auch.

Zurück in meiner Zelle überlegte ich, was ich von dem Gespräch behalten hatte: Ich zog die Schlussfolgerung, dass (1) die geforderten Informationen keinerlei Wert für die Deutschen hatten, (2) das Bestehen auf den Angaben über die Stationierung meiner Gruppe und die Adresse meiner Eltern einfach nur Auswirkungen der deutschen Sturheit waren oder aus ihrem Festhalten an Methoden resultierten. (3) Major Waldschmidt war zu intelligent und zu diszipliniert, um einfach nur stur zu sein oder sich nach Methoden zu richten. (4) Ich vermutete also, dass das ganze Theater nur dafür gedacht war, spätere Ziele zu erreichen. Ich grübelte also darüber nach, was sein Ziel oder seine Absichten sein mochten.

Während ich versuchte, den Sinn hinter der deutschen Befragung zu erkennen, überlegte ich auch, was ich fragen würde, wenn ich als Deutscher mit meinem Hintergrund einen Amerikaner befragen sollte. Ich entschied, dass ich zunächst nach den Ziel und Vorstellungen der alliierten Luftangriffe auf Deutschland fragen würde und dann deren Umfang und Methoden ergründen würde, sowie den Umfang und die Stärke der alliierten Streitmacht untersuchen und mehr dergleichen.

Je mehr ich darüber nachdachte, gelangte ich zu der Überzeugung, dass ich Informationen hatte, die die Deutschen in ihrem eigenen Interesse wissen sollten und vielleicht für eine Verkürzung des Krieges sorgen konnte, wenn ich deutsche Befehlshaber zum Zuhören bekommen würde und sie glauben würden, was ich anzubieten hatte. Somit könnte ich menschliche Opfer auf beiden Seiten verhindern und einige der deutsch besetzten Länder und Deutschland selbst vor anhaltenden Luftangriffen bewahren und die vernichtende Gewalt von Bodenkämpfen verhindern.

Ich vermutete, dass es den Alliierten keinen Schaden zufügen konnte, wenn ich solche allgemeinen Informationen weitergab, da die Deutschen über nichts verfügten, was die alliierten Luftangriffspläne ernsthaft hindern konnte. Deutschland hatte seine Luftstreitmacht bereits bis ins Letzte ausgereizt und alle Kräfte auf die Abwehr verwandt und diese Strategie wurde zunehmend weniger effektiv.

Ich vermutete, dass ich überzeugend über die Luftangriffe der Alliierten reden konnte, da ich an der Planung teilgenommen hatte und auch an der Ausführung beteiligt war. Ich hatte auch die Auswirkungen des Bombenhagels sowohl auf Luftaufnahmen gesehen, wie auch vom Boden aus, seit ich gefangen genommen worden war.

Zusätzlich war ich Augenzeuge, wie die deutsche Luftwaffe immer mehr Territorium ihrer Luftabwehr verlor. Die Tendenz des Krieges hatte sich eindeutig zu Gunsten der Alliierten gewandt und diese Tendenz war offensichtlich für jeden, der die Fakten kannte und der Realität ins Auge blicken wollte.

Ich überlegte auch genau, welche Informationen ich besaß, die ich den Deutschen besser nicht preisgab. Von größerer Bedeutung war natürlich das Wissen, das ich über die geplante Invasion in der Normandie in Frankreich besaß. Zum Beispiel wusste ich, dass diese Invasion an der Küste der Normandie am 5. und 6. Juni (also schon in ein bis zwei Wochen) stattfinden sollte, wenn das Wetter und die Bedingungen auf dem Meer es zulassen sollten. Ich besaß auch Kenntnisse über einige der Maßnahmen, die man ergriffen hatte, um Partisanen zu aktivieren und die Untergrundkämpfer in Frankreich so zu mobilisieren, dass sie Maßnahmen ergreifen konnten (auch bereits vorgeplante), um die Effektivität der deutschen Verteidiger herabzusetzen.

Ich war mir sicher, dass ich über die Invasion befragt werden würde und hielt es für klug, wenn ich solche Fragen beantworten würde. Um Glaubwürdigkeit zu erwerben und wiederzubekommen, konnte ich nicht mein komplettes Wissen über alliierte Luftmanöver

verschweigen und gleichzeitig alles Wissen von geheimen künftigen Maßnahmen ausplaudern. Ich erkannte, dass es notwendig war, Dinge zu erzählen, aber keinerlei Informationen von irgendwelchem Wert preiszugeben – ein schwieriges und riskantes Vorhaben.

Andererseits erkannte ich, dass ich nicht zum Reden gezwungen war; ich konnte vollkommen unkommunikativ bleiben und mich trotzdem auf den Schutz der Genfer Konventionen berufen. U.S. *policy* und die Bestimmungen der Armee, die sich mit dem Umgang mit gefangenem Militärpersonal beschäftigten, gewährleisteten Kooperation und verlangten umfassenden Schutz, ganz egal welche Informationen der Gefangene besaß.

Obwohl ich mir bewusst war, dass ein solches Verhalten meine Bewacher sicherlich nicht sehr freuen würde, befürchtete ich keine Racheaktionen oder übermäßig raue Behandlungen. Ich glaubte, dass die deutschen Militärs wohl kaum solche barbarischen Methoden anwenden würden, wie die Nazi-Sicherheitskräfte sie praktizierten. Als ich darüber nachdachte, einfach zu schweigen, beschloss ich, dass das eigentlich nichts bringen würde und das Risiko, dass mir irgendeine wichtige Information über die bevorstehende Invasion herausrutschen würde, schätzte ich als sehr gering ein.

Indem ich mich an einen Kommunikationskurs erinnerte, gelangte ich zu einer Reihe von Beschlüssen: (1) Ich würde mich gegen die Preisgabe von unbewusst gegebener Information wappnen, sofern sie die Risiken der Alliierten erhöhen könnte (z.B. indem ich konkrete Pläne weitergab oder eine Schwäche im System verriet, die dem Feind Vorteile bieten würde) oder sonst irgendwie den Alliierten schaden könnte (z.B. im Rahmen der Nazipropaganda)). Ich würde sorgfältig nachdenken, bevor ich sprach und meine Worte sehr bewusst wählen. (2) Ich würde die alliierten Handlungsgründe verteidigen und unterstützen und mich in jeder Hinsicht als durch und durch loyaler Soldat und Bürger zeigen. (3) Ich würde meinen Bewachern als Individuen und als deutschen Bürgern (ehemals eine hochgeachtete Nation) Respekt entgegenbringen, aber ich würde eine deutliche Grenze zwischen dem deutschen Militär und den politischen Machenschaften der Nazis ziehen. (4) Ich würde nicht versuchen, Fehlinformationen unterzujubeln. Ich hatte diesbezüglich einfach kein Vertrauen in meine Fähigkeiten. Ich wusste, dass ich niemals ein erfolgreicher Lügner sein würde und wenn ich das versuchen würde, würde ich nur meine Glaubwürdigkeit untergraben. (5) Ich würde jede Gelegenheit wahrnehmen, den Deutschen die Unmöglichkeit einer erfolgreichen Verteidigung offenzulegen und sie zu inspirieren, Maßnahmen zu ergreifen, die alliierte und deutsche Leben retten konnte und die Zerstörung von wertvollen Dingen einschränken würde.

Als ich über das nachdachte, was ich tun sollte und konnte, half mir dieses Erstellen von Richtlinien und feste Beschließen in meinem Geist sehr viel weiter. Meine Pläne lenkten meine Gedanken von den Sorgen um meine Familie und meinem eigenen Unwohlsein ab. Während des Überlegens und Abwägens stand ich oft von meiner Pritsche auf und lief in der Zelle auf und ab. Diese unübliche Aktivität schien die Wache zu verwirren, denn er öffnete die Beobachtungsklappe verhältnismäßig oft, um zu ergründen, was vor sich ging. Einmal öffnete er die Tür und sagte etwas, das wie „Ve gates?“ klang (*vermutlich* „Wie geht’s?“ *Anm. d. Übersetzerin*), das ich zusammen mit seinen Gesten als ein „Was ist hier los?“ interpretierte. Ich signalisierte „Nichts Ungewöhnliches“ und er ging wieder.

Am folgenden Tag begann Major Waldschmidt seine Befragung damit, dass er seine Unzufriedenheit über meine mangelnde Kooperation nochmals bekräftigte und er drückte seine Hoffnung aus, dass ich nun entgegenkommender sein würde. Als Antwort erinnerte ich ihn, dass er am Vortag bewiesen hatte, dass er umfassende Informationen über die alliierte Luftwaffe und mich persönlich besaß. Daher fragte ich, warum er die selben Informationen von mir forderte. Er erwiderte barsch, dass es sein Privileg sei, Fragen zu stellen und meine Verantwortung, sie zu beantworten.

Ich erklärte, dass die Genfer Konventionen nur vorsahen, dass ich meinen Namen, Militärrang und meine Kenn-Nummer angab. Ich fragte ihn, ob es zum guten Ton der Luftwaffe gehörte,

die Konventionen zu missachten, in denen die Deutschen eine entscheidende Rolle spielten, oder ob er sie auf eigene Initiative hin verließ.

Er nagelte sich wiederum auf meine mangelnde Kooperation fest und fügte hinzu, dass die Gestapo Mittel und Wege im Umgang mit widerspenstigen Gefangenen hätte, so dass er mich an sie übergeben könnte und ich nichts machen könnte, um dies zu verhindern. Ich stimmte zu, dass ich da nichts gegen machen könnte, aber ich ihm empfehlen würde, nicht so zu handeln.

Ich bekräftigte, dass sich der Krieg beständig seinem Ende näherte, dass die deutsche Abwehr schwer angeschlagen war und die siegreichen Alliierten die Nazikriminellen aufspüren würden, die die Regeln des Krieges verletzt hatten. Ich fügte hinzu, dass ich daran glaubte, dass es viele ehrenwerte deutsche Bürger gab, die sich nicht den Praktiken angeschlossen hatten, derer die Nazis schuldig geworden waren und dass solche Bürger helfen würden, um deutsche Verbrecher der Justiz zu überantworten.

Major Waldschmidt erwiderte, dass meine Annahme der deutschen Handlungsunfähigkeit ungerechtfertigt sei und der Krieg weit von einem Ende entfernt sei und dass Deutschland über Waffen verfüge, die noch gar nicht zum Einsatz gekommen waren. Ich antwortete, dass ich gehört hatte, dass die Deutschen geheime Waffen bauten und dass ich interessiert wäre, mehr darüber zu erfahren. Ich fügte hinzu, dass an mich weitergegebene Informationen schließlich sicher wären, da ich ja in den Händen der Luftwaffe war. Major Waldschmidt sagte aber nur, dass ich, wie alle anderen Feinde der Deutschen, zu warten hätte, bis die deutsche Regierung beschließen würde, die neuen Waffen einzusetzen. Ich bekam langsam den direkten Eindruck, dass er auch nicht mehr über die von Hitler versprochenen Geheimwaffen wusste, als ich selbst.

Schließlich befragte Major Waldschmidt mich über die Entscheidungen, die bei der Konferenz in Casablanca getroffen worden waren. Ich war froh darum, Fragen über bereits vergangene Ereignisse beantworten zu können und so erklärte ich, dass die alliierten politischen und militärischen Führungskräfte folgendes beschlossen hatten: (1) Die Nazistreitkräfte in Nord Afrika würden zerstört werden, gefangen genommen oder vom Kontinent vertrieben. (2) Die Alliierten würden Sizilien einnehmen. (3) Italien würde aus dem Bündnis mit Nazi-Deutschland entfernt werden. (4) Die Streitmächte der Alliierten würden in Zusammenarbeit mit der italienischen Armee die verbleibenden Nazistreitkräfte aus Italien vertreiben. (5) Die Luftwaffe der alliierten Streitkräfte in England und in der Mittelmeergegend würden einen gemeinschaftlichen Krieg gegen die militärischen Einrichtungen Deutschlands aufnehmen. (6) Wenn Deutschland weiterhin Widerstand leisten würde, würden die alliierten Bodentruppen im von Nazis besetzten Europa einmarschieren und in einer Kombination aus Boden- und Luftoffensive ins Innere Deutschlands vordringen und sich dort mit den russischen Streitmächten, die von Osten kommen, treffen.

Ich zeigte Major Waldschmidt auf, dass die ersten drei geplanten Aktionen bereits durchgeführt waren, dass die vierte und fünfte bereits in der erfolgreichen Durchführung waren und dass nur der sechste Schritt noch nicht eingeleitet worden war.

Major Waldschmidt entgegnete, dass ich die dämliche Entscheidung der Alliierten noch nicht erwähnt hatte, nicht weniger eine bedingungslose Kapitulation von Deutschland zu akzeptieren. Ich antwortete, dass dies eine politische Entscheidung sei, und ich keinerlei Kenntnisse über die erwogenen Faktoren, die dazu geführt hatten, besaß und somit nicht wusste, wie es dazu gekommen war.

Major Waldschmidt fragte auf eine für mich sehr uninteressiert klingende Art, wann und wo die Alliierten in Europa einmarschieren wollten. Ich erklärte, dass die Alliierten die Möglichkeit hatten, beinahe jederzeit von nahezu jedem beliebigem Punkt zwischen Norwegen und der portugiesischen Grenze im Norden und auch von Frankreich und im Balkan vom Süden her einzumarschieren. Ich fügte hinzu, dass die Menschen in den besetzten Ländern die Alliierten überall als Befreier willkommen heißen würden. Major Waldschmidt

schien sehr skeptisch zu reagieren. Ich fragte, ob er mir da zustimmen würde. Er stimmte nicht zu, aber seine Verneinung war nicht sehr überzeugend. Er sagte: „Wir werden abwarten und die Ergebnisse sehen.“

Am nächsten Tag der Befragung (ich glaube, dass es der dritte Tag war) begann Major Waldschmidt, indem er mich anherrschte: „Colonel, Sie waren in unseren bisherigen Treffen nicht kooperativ. Ich befehle Ihnen, meine Fragen vollständig und augenblicklich zu beantworten. Welche Entscheidungen wurden bei Ihrem Treffen mit Präsident Roosevelt und Premier Minister Churchill mit Stalin in Teheran getroffen?“, (Ich nahm an, dass diese Frage Major Waldschmidt von höherer Ebene zugespielt wurde, damit er sie mir stellte. Er schien wesentlich begieriger auf eine bedeutungsvolle Antwort zu sein, als er es gewesen war, als er mich über Casablanca befragte.) Ich erwiderte, dass ich nicht dort war und keine Ahnung hatte, was dort vor sich gegangen war. Er schien mir nicht zu glauben. Er versicherte, dass die Deutschen wussten, dass ich auf Konferenzen in Washington, Casablanca und Quebec gewesen war, und er glaubte, dass ich auch in Teheran dabei gewesen sein und auch bei der Konferenz in Kairo, bei der Roosevelt und Churchill sich mit Chiang Kai Shek getroffen hatten. Ich versicherte ihm wieder, dass ich an keiner der Konferenzen anwesend gewesen war, ich aber selbst daran interessiert sei, was dort entschieden worden war. Ich fragte ihn, was die Deutschen Spionageexperten vermuteten, was dort stattgefunden hatte. Er erinnerte mich, dass es meine Rolle war, Antworten zu geben und seine Fragen zu stellen und dass ich unsere Rollen nicht umzukehren habe.

Major Waldschmidt befragte mich dann, warum ich nicht auf den beiden Konferenzen gewesen sei und welche Pflichten mich davon abgehalten hatten etc. Ich antwortete nur vage. Ich gewann die Überzeugung, dass er weniger an dem interessiert war, was ich getan hatte, sondern vielmehr unser Treffen in die Länge zog. Dann kehrte er zu den ursprünglichen Inhalten der Befragung zurück – zu welcher Gruppe gehörte ich, wo war diese stationiert und wie viele Flugzeuge gehörten ihr an. Meine Antworten waren nicht zufriedenstellend. Er bestürmte mich in offensichtlichem Ärger, und schrie mich an, wie die Deutschen das recht gerne taten. Als er mir schließlich eine Chance zum Reden gab, erklärte ich, dass ich sein Verhalten nicht verstehen konnte und ich einfach nicht glaubte, dass seine vorgesetzten Offiziere solchen Wert auf Informationen legten, die meine Familie, meine Militäreinheit, deren Größe und Stationierung usw. umfassten; zum einen besaß er diese Informationen bereits und zum anderen würden selbst vollständige Angaben über Namen, Alter und Wohnort aller meiner Familienangehörigen und sogar die Seriennummern aller amerikanischen Flugzeuge auf europäischem Boden Deutschland nicht ermächtigen, die Angriffe der Alliierten zu verhindern, oder das Ende des Krieges zu beschleunigen.

Während seiner Befragung war der Fliegeralarm losgegangen. In diesem Moment war eine Reihe von amerikanischen Bombern genau im Sichtfeld des Bürofensters. Die Flugzeuge flogen in geschlossener Formation über den wolkenlosen Himmel. Die Gruppe stand weder unter dem Angriff von Verteidigungsfliegern, noch war sie unter Beschuss von Abwehrraketen. Ich machte Major Waldschmidt darauf aufmerksam und versicherte ihm, dass ähnliche Bombengeschwader wie das vor seinem Fenster sich Tag und Nacht mitten über Deutschland bewegten, wenn das Wetter es nicht verhinderte und dass die deutsche Abwehr rein gar nichts unternehmen konnte, um sie zu stoppen.

Er erklärte, dass meine Gefangennahme und die Wunden, die ich durch deutsche Granaten erhalten hatte, der beste Gegenbeweis seien. Ich verneinte dies und stellte fest, dass auf jeden Bomber mit seiner Crew, der von den Deutschen abgeschossen wurde, 30 bis 40 kamen, die sicher zur Base zurückkehrten und neue Angriffe starteten. (Diese Information hätte unter Umständen von Nutzen sein können, da es unsere Verlustrate von ungefähr 2 Prozent sehr genau wiedergab. Andererseits kannten die Deutschen vermutlich sowieso die aktuelle

Anzahl der alliierten Streitmächte, die deutsches Besatzungsgebiet überflogen und wussten, wie viele davon zerstört wurden.)

Dann fragte ich ihn, ob er all die zerstörten Bahnstrecken rund um Frankfurt gesehen hätte und ob ihm klar sei, welcher Schaden der Kriegsindustrie Deutschlands zugefügt worden war. Ich versicherte ihm, dass ich glaubte, seine Vorgesetzten wären am besten beraten, wenn sie Möglichkeiten suchen würden, den Krieg zu beenden, bevor die deutsche Industrie vollständig aus der Luft zerstört würde und das Land durch einmarschierende Bodentruppen noch zusätzlich viele Menschenleben verlieren würde und weitere Menschen zu Krüppeln machen würde..

Major Waldschmidt schien nicht sehr interessiert an dem, was ich ihm dort sagte. Er fragte (und ich glaubte einen ironischen Unterton zu hören), was ich dachte, an welchen Informationen er interessiert sei. Ich antwortete, dass sensible loyale Deutsche aus meiner Sicht die Augen für die Zeichen der Zeit öffnen müssten, da ihr Leben und ihr Wohlbefinden in hohem Maße davon abhing, was sie für ihre Existenzgrundlage und für voraussehbare Ereignisse taten.

Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass die russischen Truppen die deutschen Streitmächte an der Ostfront vernichteten, die Alliierten in Italien Boden gewannen, dass andere alliierte Streitkräfte dafür bereitstanden, deutsch besetzte Gebiete zu befreien und auch Deutschland selbst und dass die loyalen Bürger deutsch besetzter Länder, wie in Italien, jederzeit auf die Alliierten warteten, um ihnen beizustehen. Ich berichtete, dass einige Bürger nicht mehr nur warteten, sondern sich selbst in Guerillakämpfern formiert hatten und eine große Anzahl deutscher junger Männer von ihren früheren Verbündeten getötet werden würden. Ich erklärte ihm, wie Deutschland an jeder Front verlor, die deutsche Industrie fortwährend weiter aus der Luft zerstört wurde und die Abwehrmöglichkeiten für die Luftangriffe immer weniger wurden, während die Luftwaffe der Alliierten immer mehr an Kapazität und Handlungsmöglichkeiten zunahm.

Ich vermittelte ihm, dass die amerikanische Militärproduktion 1944 eine Herstellungsrate von 90 000 Flugzeugen im Jahr erreicht hatte. Major Waldschmidt hielt diese Information für unglaublich. Ich versicherte, dass diese Angaben wahr waren und fragte ihn, ob er auch meine anderen Äußerungen für unwahr hielt. Er vertrat die Meinung, ich sei zu optimistisch, der Krieg sei noch lange nicht verloren und seine Regierung habe Waffen, die noch nicht zum Einsatz gekommen seien und deren Wirkung werde so durchschlagend sein, dass die Alliierten um Frieden betteln würden.

Obwohl er diese Feststellung sehr mutig machte, schien er davon nicht überzeugt zu sein; zumindest war er sich seiner Meinung nicht so sicher, wie ich meiner.

Major Waldschmidt legte dann seine barsche und drohende Redehaltung ab. Er sprach bedacht, ruhig und ernst. Ich spürte, dass er mir zum allerersten Mal einen Blick auf seine wirkliche Persönlichkeit gestattete. Er beantwortete meine Fragen, wie er den Krieg beurteilte und welche Möglichkeiten er für die deutsche Regierung sah. Er sprach auch mit einer Sorge und Offenheit über den möglichen Ausgang des Krieges, die mich sehr überraschten.

Nichts, was er sagte, hätte ihm als nicht loyal ausgelegt werden können, aber es war klar, dass er sich um die Zukunft Deutschlands sorgte. Er war vor allem besorgt, dass Deutschland in sowjetische Besatzung geraten könnte. Er beklagte die Tatsache, dass Deutschland gleichzeitig gegen die westlichen Alliierten und die sowjetischen Truppen kämpfen musste. Er bekräftigte, dass er glaube, die Alliierten sollten sich mit den Deutschen verbünden und gemeinsam gegen die Sowjetunion kämpfen, da sich das auf lange Sicht rentieren würde.

Ich fragte, ob er nicht verstehen konnte, dass die Vereinigten Staaten und Großbritannien niemals in ein Bündnis mit Hitler eintreten würden, nachdem er sein Bündnis mit der Sowjetunion so gebrochen hatte und alle Versprechungen, die er in München gemacht hatte. Er beantwortete diese Frage nicht.

Er fragte, was ich glaubte, was mit der deutschen Bevölkerung geschehen würde, wenn tatsächlich meine Voraussage eintreffen sollte und Deutschland von der Sowjetunion und den westlichen Alliierten eingenommen werden würde. Ich sagte, dass ich keine wirklichen Aussagen darüber machen könnte, was die Russen tun würden. Aber das könnten möglicherweise die Deutschen, die im besetzten Russland gedient hatten, eher einschätzen, da sie gesehen hatten, wie die Deutschen die Menschen dort behandelten.

Was das Verhalten der Amerikaner und Briten der unschuldigen deutschen Bevölkerung gegenüber anging sagte ich, dass ich glaubte, dass sie nichts zu befürchten hätten. Wir seien grundsätzlich keine nachtragenden Leute und die Amerikaner würden mit Sicherheit keine Leute in Arbeitslager stecken, wie die Nazis dies mit Bevölkerung aus den besetzten Gebieten getan hätten. Er erwiderte, der „Amerikanische Jude, Morgenthau“ habe gedroht, Deutschland in einen Agrarstaat umzuwandeln und was ich darüber denken würde. Ich sagte ihm, dass Morgenthau nur ein Bürger sein und obwohl er ein Mitglied des Kabinetts des Präsidenten war, weder er, noch irgendein einzelner Mensch amerikanische Politik betreiben könne. Er fragte, was ich denn über den Grundsatzgedanken dachte. Ich erwiderte, dass ich es für Verschwendung halten würde, Wissenschaftler, Ingenieure und Techniker zu Bauern zu machen und dass ihre Fähigkeiten gebraucht werden würden, um ein kriegszerstörtes Deutschland wieder aufzubauen. Nur ein wiederaufgebautes Deutschland würde den umliegenden europäischen Staaten etwas von dem zurückzahlen können, was es zerstört hatte und zudem würden aus Wissenschaftlern und Ingenieuren sowieso nie anständige Bauern werden.

Major Waldschmidt fragte, ob die amerikanische Regierung etwas dagegen haben würde, wenn deutsche Bürger in die Staaten auswandern wollten. Ich erwiderte, dass viele Amerikaner deutschen Ursprungs waren, eine von ihnen sogar erst vor kurzem ausgewandert waren und ich der Meinung war, dass die Deutschen, mit wenigen Ausnahmen vielleicht, im Allgemeinen loyale und rentable Bürger wurden. Ich sagte, dass es sicher einige Zeit dauern würde, bis das Verhalten der Deutschen im Krieg nicht mehr so vordergründig im Bewusstsein der Menschen bleiben würde, aber dass die Beziehungen zwischen Deutschen und Amerikanern sicher nach einiger Zeit wieder normal werden würden und damit auch weitere Emigrationswellen von deutschen Bürgern in die USA erfolgen würden.

Er überraschte mich dann sehr, indem er fragte, wie ich seine Chancen einschätzen würde, amerikanischer Staatsbürger zu werden. Ich erwiderte, dass ich der Ansicht war, seine Annäherung an die USA würde unter anderem davon bestimmt werden, inwiefern er an Verbrechen gegen alliiertes Personal oder andere Menschen beteiligt war und zudem auch davon, was er für Vorstellungen von einem produktiven amerikanischen Bürger hatte. Seine Befragung endete kurz danach. Ich habe mich immer gefragt, ob Major Waldschmidt die Informationen bekommen hatte, die er sich von mir erhoffte.

Ich sah Major Waldschmidt nach dieser letzten Befragung nicht mehr wieder. Ich verbinde nicht unbedingt glückliche Erfahrungen mit ihm, aber zumindest war es interessant.

Am folgenden Morgen öffnete sich meine Zellentür, und es trat ein großer, beeindruckender Offizier, ungefähr in meinem Alter, hinein. Ich stand von meiner Pritsche auf, um ihm Auge in Auge gegenüber zu stehen. Er stand aufrecht, verbeugte sich dann kurz und stellte sich als Doktor Ittershagen vor, fragte wie ich mich fühlte und ob ich medizinische Hilfe benötigte. Ich stellte mich als Colonel J.E. Smart von der US Luftwaffe vor, erwähnte, dass ich bei Wien abgeschossen worden war und fügte hinzu, dass es mir gut ginge. Er untersuchte die Schnitte in meinem Gesicht und um mein linkes Auge herum, das halb geschlossen war. Er betastete die Drüsen an meinem Kinn und Hals und zog beide Augenlider nacheinander kurz herunter, um meine Augen besser untersuchen zu können.

Er erklärte, dass ich Fieber hätte und bat mich, meinen Pullover und mein Unterhemd auszuziehen. Er sah sich kurz meinen Rücken und Oberkörper an und erklärte, dass ich medizinische Betreuung bräuchte und er sich darum kümmern würde. Er half mir meinen

Pullover wieder anzuziehen, richtete sich auf und verbeugte sich kurz. Ich erwiderte die Geste und er ging.

Ich legte mich wieder hin und fragte mich etwas verwirrt, ob Dr. Ittershagen mich besucht hatte, weil es eine Routineuntersuchung aller Häftlinge gab, oder ob er auf Bitten von Major Waldschmidt oder aus anderen Gründen kam – vielleicht als Vorbereitung für eine erneute Befragung. Ich hielt allerdings den Gedanken, dass die Deutschen Drogen benutzen würden, um mich zur Herausgabe von Informationen zu zwingen, für höchst unwahrscheinlich.

Einige Zeit nachdem Dr. Itterhagen gegangen war, brachte mich eine Wache zu einer erneuten Befragung in ein Büro zu einem jungen Leutnant in einer gut geschnittenen Uniform, die ganz offensichtlich nagelneu war. Als ich den Raum betrat, stand er auf und stellte sich als Leutnant Boninghaus vor. Ich stellte mich selbst vor und er bot mir einen Platz an. Dann wiederholte er (von einem Blatt auf seinem Schreibtisch abgelesen) Informationen über mein Geburtsdatum, meine Ausbildung, Dienstgrade etc. wie sie im Armee Register aufgeführt waren, dass ich zur 97ten gehörte, die in der Nähe von Foggia, Italien stationiert war, dass mein Vater mein nächster Angehöriger war, dass ich verheiratet war und Kinder hatte und ich mich geweigert hatte, die nötigen Angaben für das Rote Kreuz Formular herauszugeben.

Er fragte, ob die wiedergegebenen Informationen korrekt waren. Ich stimmte ihm zu, dass sie alle in Ordnung waren. Dann fragte er eindringlich wie ich klar käme. Brauchte ich etwas? Ich sagte, dass ich gerne eine Bestätigung hätte, dass meine Familie erfahren hatte, dass ich lebte und es mir gut ging. Ich erklärte, dass die Umstände bei meinem Abschuss so waren, dass Zeugen in den umliegenden Flugzeugen davon ausgehen mussten, dass die komplette Besatzung getötet worden war. Ich betonte, dass – ob nun ein Report dieser Umstände meine Familie erreicht hatte oder nicht – ich sie einfach aus der Ungewissheit und Trauer befreien wollte.

Er zeigte Verständnis und versicherte mir, dass die Aufnahme von Kriegsgefangenen stets dem Internationalen Roten Kreuz gemeldet wurde. Ich fragte, ob es irgendeinen Weg gäbe, auf dem ich ein Telegramm schicken könnte. Er verneinte dies, fügte aber hinzu, dass ich bei einer Verlegung in ein fest angelegtes Kriegsgefangenenlager Formvorlagen ausgehändigt bekommen würde, auf denen ich einen Brief schreiben konnte.

Leutnant Boninghaus' Methode, Informationen aus mir herauszulocken, unterschied sich gewaltig von der, die Major Waldschmidt angewandt hatte. Leutnant Boninghaus verwickelte mich in ein Gespräch über für ihn interessante Fakten, anstatt mich direkt darüber zu befragen. Er bedrängte mich nie und zeigte auch keinen Ärger, wie Major Waldschmidt es des öfteren tat. Er war immer höflich, angenehm, zuvorkommend und freundlich. (Ich denke, dass er das wirklich von Natur aus war und nichts davon aufgesetzt war.)

Wenn wir nicht wegen des Krieges Feinde gewesen wären und ich nicht gewusst hätte, dass ich Informationsquelle sein sollte, hätten unsere Befragungssitzungen wahrscheinlich eher solchen Treffen geglichen, bei denen man sich in irgendeinem sozialen Club austauscht oder bei denen man von gemeinsamen Freunden einander vorgestellt wurde.

Ich merkte aber bald, dass seine Fragetechnik mir erheblich gefährlicher wurde, da ich im Gegensatz zu direkten Frage nie sicher sein konnte, was seine Absichten und Ziele im Gespräch waren. Ich war daher besonders vorsichtig mit dem, was ich äußerte.

Ich vermutete, dass Leutnant Boninghaus mit Major Waldschmidt gesprochen hatte oder seine Notizen gelesen hatte, denn er lenkte das Gespräch auf den Aspekt von Angriffen der alliierten Luftwaffe auf zivile Ziele und ob Bomberpiloten Wohngegenden, Kulturgüter etc. angriffen oder nicht. Der Kernpunkt meiner Antworten war der gleiche, wie im Gespräch mit Major Waldschmidt, aber ich versuchte freundlich und höflich zu bleiben und genauso Rücksicht auf seine Gefühle zu nehmen, wie er das bei meinen tat. Er zeigte Interesse an der Lebensweise auf den italienischen Airbasestationen und unseren Beziehungen zur italienischen Bevölkerung.

Ich befragte ihn über seine Erfahrungen im Krieg und zeigte Interesse an seinem Wissen über das Ausmaß des Schadens, der der deutschen Industrie, der Infrastruktur und der Moral der Zivilbevölkerung durch die alliierten Luftangriffe zugefügt worden war. Er antwortete höflich, aber ich gewann den Eindruck, dass er wenig Informationen darüber verfügte, wie weit der Schaden reichte, der den deutschen Kriegsführungskapazitäten durch die Luftangriffe der Alliierten zugefügt worden war.

Ich bemühte mich schrittweise, sein Interesse an einem Kriegsende zu wecken, hatte damit aber keinen Erfolg. Er wollte keinerlei Ideen zuhören oder über sie reden, die als Gedankengut ausgelegt werden konnten, das sich gegen die Nazis richtete. (Ich war trotzdem davon überzeugt, dass er kein Mitglied der NSDAP war oder zumindest nicht aktiv.)

Er war mit Sicherheit ein guter Deutscher, der sich loyal gegenüber seinem Volk verhielt und stolz auf die kulturellen und intellektuellen Errungenschaften seines Landes war. Ich vermutete, dass der Krieg nicht wirklich das war, was er wollte, er aber trotzdem eine Rolle in der Ausführung spielte und diese bestmöglich ausführen würde. Er betrachtete mich wohl eher als einen Gegenspieler und nicht als einen gefährlichen Feind. Trotzdem schien er mich als Soldat zu respektieren, der seine Pflicht zu erfüllen hatte und auch als eine Person, die Respekt als verantwortlicher Bürger und Mitglied der menschlichen Rasse verdiente. Das waren natürlich nur meine Eindrücke, aber Eindrücke waren alles, auf das ich meine Schlussfolgerungen und auch meine Antworten in Gesprächen und Situationen gründen konnte.

Mein erstes Treffen mit Leutnant Boninghaus war ein sehr kurzes. Kurz nach der Rückkehr in meine Zelle erschien eine Wache mit einem kleinen Stück Stoff und einem winzigen Riegel einer harten grauen Substanz, die Seife zu sein schien, das er mir überreichte. Er sagte „Bad“ und signalisierte mir, ihm zu folgen. Er führte mich in ein spärlich erleuchtetes Gebäude, das augenscheinlich ein Duschraum war. Es gab an beiden Seiten Duschköpfe an den Wänden. In der Mitte befand sich ein hölzerner Trog mit einigen Wasserhähnen, der als Waschbecken diente. Über einem schmalen darüber hängenden Regalbrett befanden sich kleine Spiegel.

Als ich mich auszuziehen begann, trat ein Mann aus der Dusche und begann sich abzutrocknen. Als er eine zweite Person im Raum entdeckte, ging er auf mich zu. Als er aus dem Schatten trat, merkte ich, dass ich ihn schon einmal gesehen hatte, zumindest kam er mir vage bekannt vor.

Als er sich mir näherte und nicht nur eine Silhouette gegen die hellerleuchtete Tür darstellte, erkannte er mich und rief überrascht: „Mein Gott, Jake, was tust Du an diesem gottverlassenen Platz? Ich bin Charlie Stark.“ Ich legte den Finger auf die Lippen und deutete zur Decke. Ich war mir sicher, dass unser Treffen kein Zufall war, sondern zu einem bestimmten Zweck arrangiert worden war. Als wir uns die Hände schüttelten, sagte Charlie: „Verdammt, ich weiß, dass das hier verwandt ist, aber die Typen wissen schon alles, was ich weiß.“ (Charles W. Stark war Absolvent der U.S. Military Academy im Abschlussjahrgang 1937. Er war als auszubildender Offizier in Randolph Field, als ich Fluglehrer dort war.)

Dann erzählte er mir, dass er Kommandeur einer Gruppe der 12ten Luftwaffe in Italien gewesen war und etwas früher als ich abgeschossen wurde und dann im Verhörzentrum für eine Woche festgehalten wurde. Sein Gesicht war das erste freundliche Gesicht, zumindest das erste amerikanische Gesicht, das ich seit meiner Ankunft gesehen hatte und er war offensichtlich ebenso froh, mit einem anderen Amerikaner reden zu können.

Charlie begann sich zu rasieren, während er sprach, und ich begann mich zu entkleiden. Als ich mich ausgezogen hatte sah Charlie mich an und sagte: „Jesus John, Jake! Hölle, was hat Dich denn getroffen? Du siehst grauenvoll aus. Du müsstest sofort zum Arzt.“

Der gute Charlie war grandios im Aufheitern eines Freundes. Ich muss ziemlich niedergedrückt ausgesehen haben, als ich seine Reaktion auf meine Verletzungen hörte. Da begann er mir augenblicklich seine Verletzungen und Unwohlsein aufzuzählen, als wenn geteiltes Leid halbes Leid wäre. Charlies Mitleid war sehr kurzlebig. Er ist von Natur aus

Optimist und extrovertiert. Er redete weiter auf mich ein, bis seine Wache erschien, um ihn in die Zelle zurückzubringen.

Ich wusch mich so gut das nur irgendwie möglich war mit der deutschen Kriegsseife, die sich nahezu gar nicht auflöste. Die heiße Dusche, meine erste seit Verlassen des österreichischen Krankenhauses, belebte meinen Geist und Körper. Nachher versuchte ich, mich zu rasieren. Mein Gesicht in dem schmalen Spiegel über dem Waschbecken zu sehen, ließ mich zusammenzucken. Ich hatte mich seit dem Aufbruch in Italien nicht rasiert, die Schnitte in meinem Gesicht waren verkrustet und schwarz, mein linkes Augenlid war arg zugerichtet und das Auge halb geschlossen. Mit einem stumpfen Rasierer um die Schnitte zu rasieren, war ohne Rasierschaum ein schwieriges Unterfangen, aber ich arbeitete lange daran. Ich hatte keine Eile. Ich hatte nichts mehr vor, außer in meine Zelle zurückzukehren.

Frühabends am Tag meiner Dusche betrat Leutnant Boninghaus meine Zelle und lud mich in den Offiziersclub zu einem Drink und einem Essen ein. Das überraschte mich völlig. Der Gedanke kam mir flüchtig, dass die Deutschen mich betrunken machen wollten, um mir Informationen zu entlocken, oder um Fotos von einem besoffenen amerikanischen Offizier zu machen, der dann wie ein Straßenpenner aussah, damit sie das Bild für Propagandazwecke nutzen konnten. Dann dachte ich mir, dass Boningham nicht derjenige war, der das mit jemandem machen würde – nicht einmal mit einem Feind.

Ich protestierte, dass ich nicht passend für ein solches Essen im Offiziersclub gekleidet war, dass also jeder auf mich aufmerksam werden würde. Er versicherte, dass ich vollkommen annehmbar aussah und das auch andere amerikanische Offiziere anwesend seien, dass keine Damen anwesend seien und die Atmosphäre informell und freundlich gehalten würde.

Ich fand die Situation genauso vor. Der andere amerikanische Offizier war Colonel Charlie Stark. Es waren vielleicht fünf oder sechs deutsche Offiziere anwesend. Ich wurde jedem einzelnen vorgestellt. Alle standen für die Vorstellungsrunde auf, verbeugten sich leicht und schüttelten sich die Hände – alles geschah sehr förmlich aber auch freundlich. Ich hatte keinen von ihnen je zuvor gesehen.

Die Offiziere redeten untereinander Deutsch, aber wenn Stark oder ich uns einer Gruppe näherten, erklärte einer von ihnen den Gesprächsstoff und sie fuhren auf Englisch mit dem Gespräch fort. Die Themen waren allgemein gehalten – das Wetter, Jagderfahrungen, Neuigkeiten in der Familie. Im Smalltalk befanden sich auch Neuigkeiten über die alliierten Luftangriffe und die Verluste der Alliierten, wie sie in den deutschen Radionachrichten übermittelt wurden. Es wurde kein Versuch gemacht, Informationen von mir zu erfragen – zumindest entdeckte ich keinen solchen. Ich wurde über das Leben in den USA befragt und darüber, wo ich als Kind aufgewachsen war, über meine Familie, Sport und Jagen oder Fischen. Ich hatte den Eindruck, dass Stark und ich uns einfach entspannend sollten und keine Informationen preisgeben sollten.

Der Offiziersclub war ein kleiner Raum, der mit bloßen Bänken und Tischen möbliert war. An einem Ende befand sich ein Vorsprung, der als Bar diente, an dem ein Zivilist in Luftwaffeuniform kleine Gläser mit Schnaps füllte, um sie den Gästen zu servieren. Es gab einige schwarz-weiß Aufnahmen an den Wänden. Die Fenster waren verdunkelt. In den Lampen befanden sich nur Birnen mit niedriger Wattzahl, und so lag der Platz im Halbdunkel. Das Essen wurde auf kleinen Tellern serviert und jeder konnte sitzend oder stehend essen, je nachdem was man bevorzugte. Das Essen bestand aus dem üblichen dunklen, festen deutschen Brot. Jede Scheibe war dünn mit Margarine bestrichen, einer Art von Wurst und einem bisschen Käse. Es wurden weder Bier noch Wein serviert, aber wir konnten Wasser bekommen, wenn wir darum baten.

Nach dem Essen wurde uns mitgeteilt, dass ein Film mit Marlene Dietrich gezeigt werden würde. Charlie und ich wurden eingeladen, ihn mit anzusehen und das taten wir.

Der Film wurde in einem Nachbarräum gezeigt, in dem Stühle oder Bänke für vielleicht 20 bis 30 Personen gab. Wie in jedem Gebäude, das ich bisher gesehen hatte, war die

Beleuchtung auch hier sehr schwach, aber es war offensichtlich, dass alle anwesenden Personen bis auf wenige Ausnahmen höheren Diensträngen angehörten. Am Ende des Filmes brachte Leutnant Boninghaus mich zurück zu meiner Zelle.

Die zweite Befragungssitzung mit Leutnant Boninghaus war der ersten sehr ähnlich. Er versuchte Informationen eher im Gespräch als durch direkte Fragen zu erhalten. Wir diskutierten den Fortgang des Krieges sowohl an Land als auch in der Luft. Die sowjetische Armee bewegte sich unaufhaltsam gen Westen und die Alliierten in Italien warn auf dem Weg nach Norden Richtung Rom.

Ich betonte noch einmal die Unausweichliche Niederlage für die Deutschen. Leutnant Boninghaus war sich der Lage bei den Bodenkämpfen durchaus bewusst, aber ich vermutete, dass er wenig über den Grad der Zerstörung durch alliierte Bomber wusste. Die Nazi Propagandaministerien hielten so viele schlechte Neuigkeiten wie möglich von der Bevölkerung fern.

Leutnant Boninghaus hatte augenscheinlich große Befürchtungen vor den Konsequenzen einer russischen Besatzung in Deutschland. Er schien zu hoffen, dass irgendwelche Abkommen zwischen Deutschland und den Alliierten ausgearbeitet werden könnten, die Deutschland vor einer russischen Invasion bewahren würden. Ich versicherte ihm, dass die führenden Kräfte der Alliierten nicht mit der Naziregierung verhandeln würde. (Ich zog eine klare Grenze zwischen den Deutschen an sich und dem Naziregime.)

Er sprach von den „geheimen Waffen“ als einem Mittel, um die Alliierten zur Verhandlung zu zwingen, aber er erschien mir nicht so selbstbewusst, wie er es gerne zeigen wollte. Er war ein verunsicherter junger Mann.

Er fragte mich auch, welche Einstellung die Amerikaner nach dem Krieg den Deutschen gegenüber an den Tag legen würden. Ich erinnerte ihn daran, dass die amerikanischen und britischen Führungskräfte erklärt hatten, dass diese beiden Nationen und ihre Verbündeten gegen das Naziregime und seine Armee vorgehen würden, nicht aber gegen die Deutschen als Volk. Aber ich zeigte auch auf, dass die Deutschen ihre Naziregierung unterstützten und somit auch automatisch die Konsequenzen trugen. Das war unvermeidlich.

Als der Mittag näher rückte, fragte Leutnant Bonninghaus mich, ob ich meiner Familie schreiben wolle. Als ich ihm versicherte, dass ich das gerne tun würde, händigte er mir zwei Postkarten aus, die für Kriegsgefangenenpost dienten. Er sagte, dass er eine Erlaubnis für mich erwirkt habe, die Karten zu schreiben und dass ich beim Erreichen eines festen Kriegsgefangenenlagers zwei Briefe sowie zwei Karten monatlich schreiben dürfe. Ich schrieb die Karten und adressierte eine an meine Frau und eine an meine Eltern – diesmal benutzte ich ihre korrekten Adressen und gab ihnen die Information, dass ich mich geweigert hatte, das Rote Kreuz Formular auszufüllen. Ich fragte mich allerdings, ob ich unwissentlich Informationen preisgegeben hatte, für die man als Belohnung nach Hause schreiben konnte.

Am nächsten oder übernächsten Tag nach dem Besuch des Arztes in meiner Zelle erschienen Nachmittags zwei Wachen und eskortierten mich zur Klinik Hohe Mark, die vielleicht einen Kilometer vom Befragungszentrum entfernt lag. Nachdem wir das Befragungszentrum verlassen hatten, bewegten wir uns eine breite Straße entlang, an dem einige weitläufige Grundstücke lagen. Blumen und farbenfrohe Pflanzen wuchsen in den Gärten. Die kleinen Häuser mit den Gardinen in den Fenstern und gepflegten Grünanlagen standen im scharfen Kontrast zu den lieblosen Gebäuden und der niederdrückenden Atmosphäre des Gebietes mit dem Befragungszentrum, das von Stacheldrahtzaun umringt war.

Eine Frau, augenscheinlich eine Hausfrau, arbeitete in einem der Gärten in ihren Blumen. Meine Gedanken wandten sich zu meiner Mutter und meiner ganzen Familie, und ich fragte mich, ob sie benachrichtigt worden waren, dass ich lebte und es mir gut ging.

Die Straße endete an einem steilen engen Weg, den wir eine kurze Strecke entlanggingen. Eine Pforte mit schwarzen Pfeilern auf jeder Seite erschien zu unserer Linken. Wir betraten etwas, das einst wunderschön bepflanzte Parkanlagen gewesen sein mussten und folgten einer

kurvigen Straße eine Anhöhe hinauf zu einigen Gebäuden. Das Hauptgebäude des Krankenhauskomplexes war ein großes, schönes mehrstöckiges Haus mit auffälliger Mauerstruktur und einem Ziegeldach, hohen Fenstern und einem einladenden Eingang.

Es war von Bäumen und Büschen umringt, und das gab einen sehr hübschen Anblick. Als wir uns dem Hauptklinikgebäude näherten, sah ich mit Überraschung, wie sich ein Fenster weiter oben öffnete, Schultern und Kopf eines Mannes erschienen und er rief: „Jake Smart! Was machst denn Du hier?“ Der Mann war Colonel Joseph A. Miller, gehörte auch zur West Point Class von 1930 und war ein guter Freund, und ich bewunderte und respektierte ihn sehr als Offizier. Ich winkte zurück und rief: „Hey Joe, ich komme gleich.“ Joe verschwand aus meinem Blick, und das Fenster wurde geschlossen. Die beiden Wachen drängten mich vorwärts.

Als wir die Klinik betraten und uns durch die schmale Eingangshalle bewegten, trafen wir einen jungen amerikanischen ersten Leutnant, der offensichtlich schwer verletzt war und von Wachen aus dem Gebäude getragen wurde. Ihnen folgte ein dritter Mann in Zivilkleidung. Wir wechselten im Vorbeigehen einige wenige Worte, da wir zur Eile angetrieben wurden. Er sagte mir, er werde durch Schweden in die USA gebracht, da seine Verletzungen in Deutschland nicht wirklich behandelt werden konnten.

Ich nannte ihm meinen vollständigen Namen und bat ihn, die Schutztruppen und Vorgesetzten in der Heimat darüber zu informieren, dass ich lebte und es mir gut ging. Er versprach es und war im nächsten Moment verschwunden. Dieser Dialog dauerte nur Sekunden. Es war ein wirklich glückliches Zusammentreffen, denn dieser Offizier meldete tatsächlich den amerikanischen Behörden weiter, dass ich lebte, und durch diese erfuhr es dann meine Familie.

Die Nachricht, dass ich in Sicherheit war, erreichte meine Familie vier Wochen nach der Vermisstenmeldung. Die offizielle Meldung durch die Deutschen an das Rote Kreuz erfolgte später. Ich erfuhr das alles nach dem Krieg. Ich erhielt während meiner ersten 5 Monate Kriegsgefangenschaft kein einziges Lebenszeichen von meiner Familie und insgesamt nur fünf Briefe während der ganzen 11 Monate, die ich in deutscher Hand war. Ich vermute aber, dass das eher mit der zusammengebrochenen Infrastruktur des Krieges zusammenhing, als mit bewusster Diskriminierung meiner Person.

Einige Momente nach der Begegnung mit dem Offizier, der bald verlegt werden sollte, begab sich ein weiteres unvergessliches Ereignis. Als ich das Ende der Eingangskorridors nahezu erreicht hatte, stieß ich auf Joe Miller, der neben einem deutschen Krankenhausmitarbeiter mittlerer Jahre stand. Als Joe mich erblickte, signalisierte er dem Mitarbeiter wie ein Dirigent und beide gemeinsamen sangen das Lied „Hail Alma Mater...“. Der deutsche Mitarbeiter sang die deutsche Nationalhymne (selbstverständlich in deutscher Sprache), der die Musik von Alma Mater entnommen wurde. Obwohl der eine in Englisch und der andere in Deutsch sang, hielten sie den Ton ziemlich gut. Ich war überrascht und bewegt durch diese Vorführung.

Ich stand stramm, wie es West Point Kadetten tun, wenn die Hymne gesungen wird. Meine Wachen waren ebenso überrascht und standen ebenfalls still, solange die beiden sangen. Dann gingen sie. Augenscheinlich hatten sie ihre Pflichten erfüllt, indem sie mich ins Krankenhaus brachten.

Joe und ich begrüßten einander, und er stellte mich dem deutschen Mitarbeiter vor, Herrn Adolph Dufuehrer (so klang der Name), als einen wahren und vertrauenswürdigen Freund verwundeter Amerikaner. Adolph stand aufmerksam daneben und sagte mit einem Kopfnicken „Herr Oberst“ und etwas mehr auf Deutsch, von dem ich vermutete, dass er mir sagen wollte, dass er froh war einen Freund von Colonel Miller zu treffen. So wurde ich also in der letzten Maiwoche 1944 in der Klinik Hohe Mark empfangen.

Ein deutscher *noncommissioned* Offizier erschien. Es gab einen Wortwechsel zwischen Adolph und ihm mit beredten Gesten und einer Menge hin und her, als ob meine Ankunft nicht erwartet oder willkommen gewesen war. Das gab Joe und mir die Gelegenheit

miteinander zu reden, etwas über die körperliche Verfassung des anderen zu erfahren und kürzlich Erlebtes miteinander auszutauschen. Später erfuhr ich von Joes Kampf-Erfahrung, wie er abgeschossen worden war, nachdem er sich geweigert hatte mit einem beschädigten Flugzeug in die Schweiz zurückzukehren. Er unternahm einen erfolglosen Fluchtversuch nach England, hatte Erfahrungen mit Partisanen gesammelt, die versucht hatten, ihn aus deutschem Besatzungsgebiet zu schleusen, war schließlich von der Gestapo in Frankreich aufgegriffen und misshandelt worden und wurde dann der Luftwaffe übergeben.

Nach einigen Minuten wurde ich in einen großen, spärlich möblierten Raum gebracht, dessen großes Fenster eine weiter Aussicht auf die Rückseite des Klinikgeländes und den dahinter liegenden Wald ermöglichte. Dieser Raum diente mir für sechs oder sieben Wochen als Aufenthaltsort.

Noch in der Stunde, in der ich an der Hohen Mark angekommen war, begann Dr. Ittershagen mit der Versorgung meiner eiternden Wunden. Die an meinen Beinen, am Gesäß und am Rücken waren am schlimmsten, da sie im Sitzen und Liegen Schmerzen verursachten. Die Behandlung bestand im Wesentlichen aus dem Entfernen von Metallkörpern und Kleidungsstücken, die an die Oberfläche gedrungen waren und dem Auflegen von warmen, salzgetränkten Kompressen.

Dr. Ittershagen erklärte mir, dass tief eingedrungene Splitter besser in Ruhe gelassen werden sollten, da ein Entfernen ohne Betäubung zu schmerzhaft für mich sein würde und dadurch möglicherweise kontraproduktiv sein könnte. Die Natur sei ein besserer Heiler als er und ich möge geduldig sein.

Es war schwierig, geduldig zu sein. Die Behandlungen gingen Tag für Tag vor sich. Ich fühlte mich schon seit Wochen unwohl, und das verschlimmerte sich während der Behandlung und danach. Ich fühlte mich so gereizt wie ein Bär, wagte aber nicht, mich zu beschweren oder meine Stimmung an den Leuten um mich herum auszulassen. Sie hatten ihre eigenen Probleme und viele davon waren ernster als meine und dazu noch bleibender Natur.

Meine niedergedrückte Stimmung war für diejenigen, die mir näher kamen, offensichtlich und sie versteckten ihre Meinung dazu keineswegs. Charlie Stark, der auf jedes Ereignis oder jeden Zustand immer gleich reagierte, zog mich mit meinen täglichen „Ausgrabungen“ auf. An einem Tag kam er auf mich zu, als ich alleine da saß und versuchte, mich nach einer schwierigen Behandlung zusammenzureißen und sagte: „Jesus, John Jake! Ich habe gesehen, dass Doktor Ittershagen heute morgen ein bisschen tief geschürft hat. Hat er was Wertvolles gefunden?“ Als Joe Miller mich sehr schweigsam vorfand, machte er ein paar abfällige Bemerkungen darüber, dass ich „in den Arsch geschossen“ worden war und erklärte mir, wenn ich nicht sofort fröhlicher würde, würde er allen unseren Freunden, einschließlich aller Damen darunter, erzählen, wo ich getroffen worden war.

Mein Gemütszustand hellte sich mit der Zeit auf. Es gab viele Gründe dafür. Miller, Stark und andere boten ihre Freundschaft an und zeigten ihr heiteres Wesen. Dr. Ittershagen war in gleichem Maße ein Heiler für den Geist, wie für den Körper. Ich hatte saubere Kleidung erhalten, angenehme Lebensbedingungen, Lesematerial und viel nahrhafteres und besser schmeckendes Essen. Ich glaubte fest daran, dass der nach Amerika ausgeflogene Offizier meiner Familie übermitteln würde, dass ich lebte und es mir gut ging. Ich war mir auch sicher, dass der Krieg längstens noch ein Jahr oder sogar weniger dauern würde.

Ich war bemüht, all meine positiven Kräfte zu mobilisieren und das Beste aus den Bedingungen zu machen und mich nicht vom Negativen zu sehr angreifen zu lassen. Ich dachte über vieles angestrengt nach und arbeitete hart daran, meinen Verstand, meine Emotionen und meinen Körper zu trainieren, um mich zu befähigen, das Leben anzunehmen wie es war und nicht Zeit und Energie darauf zu verschwenden, mein Schicksal zu bejammern.

Die Klinik Hohe Mark, ihr Personal, ihre Patienten und Besucher hinterließen einen tiefen Eindruck bei mir. Die Klinik, ihre Bewohner, das Gelände und die umliegenden Wälder strahlten alle etwas Positives aus. Die Gebäude, die Gärten und die parkähnliche Anlage (obwohl sie dringend einer Überarbeitung bedurft hätte) spiegelte den Geist ihrer Planer wieder, die Fähigkeiten ihrer Erbauer und die Arbeit fähiger Handwerker. Die Klinik wurde von lutherischen Diakonissen geleitet, Frauen, die ihre Fähigkeiten und ihr Leben den Kranken und Verwundeten gewidmet hatten und zugleich Freunde wie Feinde waren. Die Luftwaffe stellte Dr. Ittershagen als Chirurg und Leiter des professionellen Personals und des restlichen Verwaltungs- und Dienstleistungsbereiches frei. Zwei britische Piloten, die abgeschossen worden waren und dann als Patienten an die Klinik Hohe Mark gebracht worden waren, waren als „Vertrauensmänner“ eingesetzt worden, nachdem sie sich von ihren Verletzungen erholt hatten. Die Männer halfen dabei, sich um die Bedürfnisse der Patienten zu kümmern, beschafften nötige Kleidung, verschiedene Unterhaltungsgegenstände, Bücher und andere Dinge, die vom internationalen CVJM oder dem Roten Kreuz bereitgestellt wurden.

Die alliierten Kriegsgefangenen wurden in einem Flügel des Hauses getrennt von den Deutschen und anderen Patienten angesiedelt. Die Krankenzimmer und ein Gruppenraum lagen im zweiten Stock und die einzelnen Zimmer im dritten. Der Gang des Flures im zweiten Stockwerk führte auf das Dach eines einstöckigen Anbaus, und das diente als Sonnenplatz für alliierte Patienten. Bewegliche Patienten halfen den Bewegungsunfähigen, sich in die Sonne und an die frische Luft zu begeben, sobald das Wetter es nur zuließ.

Auch wenn das Wetter kalt und unfreundlich war, wurde das Dach oft genutzt, um den Krankenzimmern einen Augenblick zu entkommen. Der Gemeinschaftsraum bot Sessel zum Lesen und Tische zum Karten spielen und für andere Spiele. Mah Jong war bei uns sehr beliebt. Der Raum diente auch als Treffpunkt für deutsche Abgesandte offizieller Stellen mit Kriegsgefangenen oder für Zusammenkünfte unter Kriegsgefangenen wie auch Gottesdienste. Normalerweise wurden, soweit ich mich erinnere, auch jeden Nachmittag gegen 14:30 Uhr kleine Mengen von Kaffee, Tee oder Kakao, die das Rote Kreuz zur Verfügung stellte, serviert.

Normalerweise kamen ein oder zwei deutsche Abgesandte immer genau dann zu ihren offiziellen Besuchen, um auch etwas von den Erfrischungen abzubekommen. Die deutschen Besucher, die öfter kamen, brachten gelegentlich Früchte, Kuchen und andere Delikatessen mit. Solche Dinge waren rar und die Portionen waren daher winzig.

Jemand, der das reichhaltige Essensangebot in den Vereinigten Staaten gewohnt ist, kann kaum ermessen, wie willkommen eine Tasse Kakao und ein bisschen Süßes für einen Kriegsgefangenen in Deutschland oder auch für seine deutschen Wärter sein konnte. Mehr als einmal erzählten mir deutsche Offiziere, dass die Kriegsgefangenen, die alle zwei Wochen eine Rote Kreuz Lieferung erhielten, wesentlich besser versorgt waren, als das deutsche Militärpersonal.

Es war sowohl für die Deutschen, wie auch für die alliierten gefangenen Patienten, ein hartes Stück Arbeit, Konfrontationen zu vermeiden und eine angenehme, ruhige und heilsame Atmosphäre zu wahren. Um Harmonie zu gewährleisten, mussten kritische Themen erkannt und geschickt umsteuert werden. Man muss sich konkret vorstellen, dass die Männer beider Seiten sich bewusst waren, dass unsere Regierungen Krieg führten und dass wir und sie als Soldaten gefragt waren, unsere jeweiligen Regierungen zu unterstützen. Zusätzlich sollten wir zumindest weder etwas tun noch etwas sagen, was den Absichten unserer Regierungen schaden könnte. Die deutschen Offiziere hingegen wurden von ihren Regierungen angehalten bedeutende militärische oder politische Informationen herauszufinden, über die wir Kriegsgefangenen verfügten.

Andererseits hielten sowohl die Genfer Konventionen, wie auch die Menschenrechte die Deutschen davon ab, irgendwelche barbarischen Methoden anzuwenden, um Informationen zu erhalten und verpflichteten sie dazu, für verletzte Kriegsgefangene Sorge zu tragen.

Es wäre idiotisch für die Empfänger dieser Fürsorge gewesen, dies noch zusätzlich zu erschweren. Ohne jede Ausnahme waren die gefangenen Patienten körperlich verletzt und in unterschiedlichem Maße auch psychisch angeschlagen durch ihre Kriegserfahrungen wie abgeschossen zu werden, verwundet zu sein, in Gefangenschaft zu geraten und befragt zu werden. Und diese waren nur die letzten in einer langen Kette.

Die deutschen Mitarbeiter hatten ähnliche aber doch andere Probleme: es war nicht einfach für ausländische Soldaten zu sorgen, die einen verständlicherweise hassen (oder zumindest die Regierung), obwohl sie das sicherlich dem Dienst an der russischen Front vorzogen. Die meisten waren von ihren Familien getrennt und hatten wenig oder gar keine Gelegenheit zu Besuchen. Somit lebten sie auch in der ständigen Angst vor Tod oder Verwundung durch die Luftangriffe. Empfindsame Deutsche ahnten und fürchteten, dass die Niederlage unvermeidbar war und die Zukunft schwieriger zu werden drohte, als die Gegenwart. Einige Deutsche fürchteten die Gestapo und ich glaube, dass sie auch ausnahmslos Eroberung und Belagerung durch sowjetische Streitkräfte fürchteten.

Beide Seiten waren mit der drohenden Unsicherheit konfrontiert – sie standen alle unter fortwährender Anspannung. Unter solchen Voraussetzungen waren natürlich Misstrauen, Verdächtigungen und tatsächliche oder empfundene Beleidigungen unvermeidlich. Zum Beispiel beschwerte sich ein deutscher Heeresführer bei mir, ein Angehöriger der amerikanischen Luftwaffe habe ihn beleidigt. Dieser hatte seinen Verdacht geäußert, die beiden britischen Vertrauensmänner seien nicht vertrauenswürdig, da sie zu kooperativ mit den Deutschen umgingen. (Meine eigene Beobachtung dieser beiden deckte sich nicht mit diesen Verdächtigungen. Ich war der Ansicht, dass sie ihre schwierige Rolle sehr gut spielten und verlässlich und loyal waren.) Trotzdem waren meiner Erfahrung nach Konfrontationen und Ausbrüche sehr selten, da die Männer auf beiden Seiten bewundernswerte Selbstdisziplin aufrecht erhielten.

Während meiner Zeit an der Hohen Mark begegneten mir einige unvergessliche Ereignisse. Leutnant Boninghaus war der Hauptakteur in einem davon. An meinem zweiten oder dritten Tag an der Hohen Mark erschien Leutnant Boninghaus in meinem Raum und berichtete mir, er habe einige freie Tage gewährt bekommen und er würde eine Nacht als Gast im Haus einer Freundin seiner Familie verbringen – einer älteren Dame, die einige Stunden mit dem Zug von der Hohen Mark entfernt wohnte und er lud mich ein, ihn dabei zu begleiten.

Er versicherte mir, ich würde als ein Gast willkommen sein und keineswegs bei unserer Gastgeberin oder ihren Freunden als Feind angesehen werden. Obwohl er mit der natürlichen Ernsthaftigkeit eines Freundes sprach, der einem Bekannten eine Einladung übermittelte, war mir deutlich bewusst, dass wir Feinde waren und ich Freiwild war. Ich nahm an, dass der Vorschlag irgendeinen negativen Hintergrund hatte, der mir nicht offen lag.

Ich verglich die freundliche Grundhaltung von Leutnant Boninghaus und seine achtungsvolle Umgangsform mit der Grobheit und den Drohgebärden von Major Waldschmidt und nahm an, dass beides erlernte Techniken waren, die (zumindest in gewissem Maße) dazu dienen sollten, etwas zu erreichen, zu dem ich nicht bewusst oder willentlich zu bringen war.

Andererseits war mir auch bewusst, dass ich falsch liegen konnte und Leutnant Boninghaus möglicherweise nicht so klug war, wie ich dachte. Möglicherweise erkannte er einfach, dass der Krieg bald vorbei sein würde und dass die Deutschen und Amerikaner dann wieder freundlich zueinander sein konnten und mussten und es nicht schaden konnte, bereits heute damit zu beginnen.

Ich wollte keinesfalls grob wirken oder seine offensichtliche Freundlichkeit durch Hinterfragen seiner Motive abwehren. Daher dankte ich ihm für seinen Vorschlag, wies aber darauf hin, dass es möglicherweise nicht angemessen sein könnte, wenn ich ihn auf Urlaub

begleitete. Ich erklärte, dass ein solches Handeln sowohl deutschen als auch alliierten Beobachtern vermitteln könnte, ich sei weitaus mehr kooperativ gewesen, als ich das gewillt war zu sein. Auch sein offensichtliches Entgegenkommen einem amerikanischen Offizier gegenüber könnte sehr schnell von der Gestapo oder dem Sicherheitspersonal der Luftwaffe missverstanden werden.

Ich fügte hinzu, ich sei zwar geehrt von dem Gedanken, ich könnte charmante und ehrenvolle Damen treffen, befürchtete jedoch, dass meine körperliche Erscheinung und meine lose herumschlabbernde Kleidung unter Umständen sensible Damen schockieren könnte und dafür sorgen könnte, dass sie sich unbehaglich fühlten. Dies wiederum würde dazu führen, dass ich mich nicht wohl fühlen könnte.

Er zeigte Verständnis für meine Gedanken, versicherte jedoch, sie seien grundlos. Aber nachdem er mir das Angebot unterbreitet und meine Antwort erhalten hatte, verließ er mich wieder. Als wir uns das nächste Mal trafen, dankte ich ihm für seine freundlichen Gedanken und fragte, ob sein Urlaub angenehm gewesen sei. Er sagte, er habe die Reise nicht wie geplant angetreten und seine Abreise sei gestrichen worden. Ich grübelte noch länger darüber nach, wie viel von dem, was mir übermittelt wurde, einfach nur so geschah und in wie weit eine Absicht dahinter steckte.

Kurz nach meiner Ankunft an der Hohen Mark berichtete der Pilot Stanley (einer der britischen Vertrauensmänner, die von den Deutschen im Krankenhaus eingesetzt worden waren), dass einem neu angekommenen amerikanischen Flieger während einem Aufenthalt im Befragungszentrum seine Schuhe gestohlen worden waren. Ich besuchte den Flieger und bekam ein Paar ausgetragener deutscher Schuhe gezeigt, die ihm als Ersatz für seine relativ neuen amerikanischen Schuhe überreicht worden waren. Er sagte, als seine Schuhe nicht wieder auftauchten, habe er sich mit der Wache vom Dienst auseinandergesetzt, aber das habe nichts bewirkt.

Ich setzte ein förmliches Schreiben an den Leiter des Befragungszentrums auf, in dem ich den Vorfall schilderte und forderte, dass man die gestohlenen Schuhe zurückgeben möchte. Am folgenden Tag stürmte Captain Offermann, der Sicherheitsbeauftragte, in Begleitung einer Wache in meinen Raum und beschuldigte mich sehr ärgerlich, Anschuldigungen gegen untadelige deutsche Soldaten zu machen. Ich versicherte ihm, dass tatsächlich die Schuhe eines Gefangenen gestohlen worden waren, während er verhört wurde und dass die Anschuldigung wahr sei, da mindestens eine deutsche Wache amerikanische Schuhe trage. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass auch die Wache, die ihn begleitet hatte und in der Tür stand, amerikanische Schuhe trug. Er war perplex, um es noch milde auszudrücken. Er rauschte so schnell wieder aus dem Raum, wie er hinein gekommen war. Der junge amerikanische Flieger bekam seine Schuhe wieder.

Ich erfuhr später, dass nicht alle amerikanischen und englischen Schuhe, die von deutschem Militärpersonal getragen wurden, gestohlen waren. Einige wurden den Leichen von gefallenen Soldaten abgenommen und einige weitere wurden von deutschen Streitmächten vereinnahmt und dann ihren Truppen zur Verfügung gestellt. Zum Beispiel wurden beim Afrikafeldzug eine Menge britischer Uniformen beschlagnahmt. Sogar ich hatte britische Hosen und eine Jacke erhalten, da der Zustand meiner eigenen Kleidung untragbar geworden war.

Captain Offermann führte mich eines Tages in den Flur des Krankenhauses und erklärte mir, er sei ein einfacher evangelischer Geistlicher (ich hielt ihn für einen Baptisten) und er würde gerne Gottesdienste für die Amerikaner abhalten und zwar jeden Sonntagmorgen im Gemeinschaftsraum. Er würde es zu schätzen wissen, wenn ich die Patienten zur Teilnahme ermutigen würde. Ich versprach, dies weiterzugeben, so dass diejenigen, die wollten und dazu in der Lage waren, kommen konnten. Ich versprach, auf jeden Fall zu kommen. Es kamen auch noch 15 bis 18 weitere. Es gab mehr Teilnehmer als Sitzgelegenheiten.

Als der Gottesdienst endete und ich zu meinem Raum zurückging, dachte ich darüber nach, was Pastor Offermann gesagt hatte, aber ich konnte nicht einen einzigen Gedanken zurückrufen. Ich erinnere mich aber immer noch daran, dass er sehr lang und in lautem und drohenden Ton sprach. Soweit ich weiß, gab es keinen weiteren von ihm gehaltenen Gottesdienst, so lange ich Patient war.

Zu einer anderen Gelegenheit erschien Captain Oppermann in dem Raum, in dem Colonel Miller und ich uns unterhielten und kündigte an, dass er eine Flasche Wein aufgetrieben hätte, die er gerne mit uns teilen würde. Wir dankten ihm und nahmen gerne ein wenig von seinem Wein an. Er sagte dann, dass er gerne Wein für uns kaufen würde.

Ich dankte ihm, machte aber klar, dass wir kein Geld hatten. Er erklärte, wir würden bald ein Gehalt bezahlt bekommen, was dem eines deutschen Offiziers des gleichen Ranges gleichkommen würde und dass diese Bezahlung als Scheck stattfinden würde, er ihn jedoch in deutsche Mark umtauschen könnte und den Wein ordern. Ich stimmte zu.

Einige Tage später erschien Cap. Oppermann mit einem *noncom*, der als Zahlmeister fungierte. Als ich ausgezahlt worden war, nahm er den Scheck entgegen. Einen oder einige Tage später erschien er mit Kleingeld (auch in Schecks) und zwei Flaschen Wein. Ich nahm die Flaschen von ihm entgegen, um sie für eine passendere Gelegenheit aufzuheben. Er jedoch schritt ein und sagte, wir sollten ihn auf der Stelle trinken.

Er goss mir und den anderen beiden anwesenden Gefangenen davon ein und auch sich selbst. Dann ging er, nahm die zweite Flasche mit und erklärte, es sei Kriegsgefangenen nicht erlaubt, Spirituosen zu besitzen. Ich sah die zweite Flasche nie wieder. Später erzählte Cap. Oppermann, als ich ihn einmal im Flur traf, er habe die zweite Flasche unglücklicherweise fallen lassen und sie sei zerbrochen.

Meine nächste Begegnung mit Cap. Oppermann war ebenso nicht zufriedenstellend, diesmal vermutlich für uns beide – ganz sicher aber für mich. Eines Tages eilte Cap. Oppermann zu mir in den Gemeinschaftsraum und befand sich in höchst erregtem Zustand. Er schrie, dass ein amerikanischer Gefangener entflohen sei. Er habe seinen Eid gebrochen, er werde streng bestraft werden, und alle Gefangenen hätten sich in ihre Zimmer zu begeben und ich als ranghöchster alliierter Offizier wurde angewiesen, den anderen Männern die Flucht zu verbieten.

Als er sich etwas beruhigt hatte und mir eine Chance zum Reden gab, machte ich ihm klar, dass ich nichts von einer Flucht wusste, dass der Gesundheitszustand der gefangenen Patienten Fluchtversuche unmöglich machte und ich glaubte, er sei falsch informiert worden. Ich erinnerte ihn daran, dass gefangene Patienten kein Versprechen und keinen Eid leisten mussten, nicht eine Flucht zu versuchen und dass ich von niemandem wüsste, der das getan hätte. Ich sagte ihm, dass im Falle eines Fluchtversuches der Flüchtige ganz sicher nicht eines Eidbruches schuldig sei.

Ich erklärte auch, dass die Anwesenheit der Gefangenen in völlig überfüllten Räumen eine Entdeckung nur Verzögern würde, zu Spannungen führen würde und die Probleme für die Deutschen, die für die Gefangenen zuständig waren, nur vergrößern würde. Ich versprach, dem Vorfall nachzugehen und das, was ich erfahren hatte, ihm mitzuteilen. Ich verlangte, dass er keine weiteren Maßnahmen ergriff, bis ich Fakten gesammelt hatte, die wir diskutieren konnten. Er stimmte weder zu, noch lehnte er ab, so machte ich mich auf den Weg, um in Erfahrung zu bringen, was geschehen war.

Es gab sehr wenig Informationen: irgendwann Vormittags hatte ein deutscher Soldat, der die Straße vor dem Krankenhaus entlangging, einen Angehörigen der amerikanischen Luftwaffe in die entgegengesetzte Richtung gehen sehen. Der Amerikaner hatte eine Glatze, ein Arm war eingegipst und in einer Schlinge. Es regnete. Der junge Mann schien verwirrt. Der deutsche Soldat erkannte ihn als gefangenen Patienten, nahm ihn am Arm, drehte ihn um und brachte ihn zurück ins Krankenhaus. Erst als der Gefangene mit dem deutschen Soldat ins Krankenhaus zurückkehrte, hatten die anderen Gefangenen und die Deutschen überhaupt

erfahren, dass er weggegangen war. Es wurde vermutet, dass er nur ungefähr 10 oder 20 Minuten aus dem Krankenhaus weg gewesen war.

Es schien, dass Cap. Oppermann erst Stunden nach dem Ereignis davon informiert worden war. Ich denke, dass er hauptsächlich deswegen so wütend war. Ich sprach mit dem betreffenden Flüchtigen und fand ihn in exakt dem Zustand, wie ihn der deutsche Soldat beschrieben hatte. Er war in völlig seltsamen Zustand. Ich versuchte ihn dazu zu bekommen, dass er mir erzählte, was ihm auf dem Herzen lag, da ich hoffte, dass würde seine Stimmung ändern. Er sagte, er sei seine Verletzungen und die damit verbundenen Einschränkungen leid, er sei das Krankenhaus leid, seine Kriegsgefangenschaft und er habe wenige bis keine guten Freunde unter den anderen Gefangenen, so sei er einfach aus dem Tor gegangen, um dem unglücklichen Ort zu entkommen.

Er sagte, er habe nie an eine erfolgreiche Flucht geglaubt, er wusste, dass er keine Chance hatte, in die Schweiz zu gelangen oder zum französischen Untergrund zu kommen. Nachdem er ins Krankenhaus zurückgekehrt war, war er noch niedergedrückt, da er das Leben wahrscheinlich für die anderen Patienten härter gemacht hatte und ohne Zweifel in Einzelhaft kommen würde.

Ich traf mich mit Cap. Oppermann und erklärte ihm, dass es keine Flucht gegeben habe. Der Flieger habe das Gelände in verwirrtem Zustand verlassen. Ich schlug ihm vor, er sollte besser keinen Elefanten aus einer Mücke machen und dadurch womöglich noch seinen eigenen Vorgesetzten und vielleicht noch höhere Vorgesetzte auf einen immensen Bruch seiner Verantwortlichkeiten aufmerksam machen. Ich schlug vor, er solle den Vorfall vergessen, bevor zu viele weitere Personen davon erfuhren. Er stimmte mir weder zu, noch widersprach er, aber erklärte, ich habe die anderen Gefangenen anzuweisen, jeden Fluchtversuch zu unterlassen.

Ich erklärte mich bereit, die Amerikaner auf ihre Pflichten und Verantwortungen als Kriegsgefangene hinzuweisen. Cap. Oppermann brachte dann die gefangenen Patienten in den Gemeinschaftsraum und ich sprach diverse Punkte an: (1) Der deutsche Sicherheitsbeauftragte hatte das Treffen einberufen und hatte mich angewiesen mit ihnen über das Thema Flucht zu sprechen. (2) Ich würde ein größeres Themengebiet anschnitten: die Pflichten und Verantwortungen amerikanischer Kriegsgefangener, zu denen auch Flucht, Entkommen (und eventuelle Wiedergefangennahme) zählten. (3) Flucht und Rückkehr in alliierte Kontrollbereiche gehören zur Pflicht jedes Gefangenen, der dazu körperlich in der Lage ist. (4) Falls die Flucht aus deutschem Gebiet gelungen sein sollte und man einen gewissen Grad an Freiheit wiedererlangt hat, ist man zum Kampf verpflichtet (einschließlich Töten, wenn das nötig sein sollte), um diese Freiheit zu wahren. Wenn jedoch ein Gefangener entflohen ist, gibt er einen Teil des Schutzes auf, zu denen sonst die Genfer Konventionen seine Bewacher verpflichtet. Wenn er kämpft, um seine Freiheit zu erlangen, muss er damit rechnen, dass seine früheren Bewacher zurückschlagen. Darin lag das Risiko von Fluchtversuchen, auch wenn den anwesenden Personen solche Risiken nichts Neues waren. Jeder einzelne hatte seine Chance einer erfolgreichen Flucht gegen die Risiken abzuwägen und dann gemäß seines eigenen Urteils zu handeln. (5) Andere Gefangene sind verpflichtet, einem Mitgefangenen eine erfolgreiche Flucht zu ermöglichen, aber jeder einzelne von uns war auch dafür verantwortlich, dass ein Fluchtversuch eine gute Erfolgchance hatte und die Risiken gerechtfertigt erschienen. (6) Eide und ähnliche Versprechen nicht zu fliehen, sollten nur gegeben werden, wenn ein solches Handeln eher im Interesse des Gefangenen oder seiner Bewacher liegen würde. Wenn es einmal gegeben wurde, ist dem Folge zu leisten. (7) Ich sprach optimistisch über den baldigen Sieg der Alliierten (viel zu optimistisch) und von der Spannung und dem Stress, den die deutschen Streitkräfte und Zivilbevölkerung empfinden würden, wenn alliierte Streitkräfte auftauchten. Ich drängte darauf, dass sorgfältig über Einzel- und Gruppenverhalten in diesem Fall nachgedacht werden musste und alle

Maßnahmen, die irrationales Verhalten unserer Bewacher gegen Kriegsgefangene auslösen könnten, unterlassen werden mussten.

Cap. Offermann stand während meines Vortrages die ganze Zeit unter den gefangenen Patienten und kommentierte keine meiner Aussagen. Als ich fertig war, ging er einfach. Es wurde keinerlei Maßnahme gegen den abgewanderten Gefangenen unternommen und sobald das Wetter sich wieder aufklärte, bewegten wir uns auf der Dachterrasse und dem Gelände, wie wir es auch vorher bereits getan hatten. Cap. Offermann kam nie wieder auf den Vorfall zurück, zumindest nicht in meiner Gegenwart.

Die Colonels Joseph Miller und Charles Stark und ich waren gemeinsam vielleicht drei Wochen an der Hohen Mark. Sie waren wunderbare Kameraden in einer Zeit in der ich (und auch sie) gute Freundschaft brauchten. Wir hatten beide West Point absolviert und die Air Corps Flugschule mitgemacht und hatten daher einen ähnlichen Hintergrund.

Charlie war als Offizier in Ausbildung nach Randolph Field gekommen, während ich dort Ausbilder war. Joe und ich waren schon seit Jahren Freunde. In den späten 1930ern diente ich im Air Corps Flying Training Command und er arbeitete im Air Corps Technical Training Command. Als ich ihn an der Hohen Mark erkannte, als er sich aus dem Fenster lehnte, um mich zu begrüßen, erinnerte ich mich an unser letztes Treffen vor vier Jahren – das Treffen damals geschah genauso zufällig, aber unter glücklicheren Umständen: Ich befand mich in Amarillo, Texas und suchte einen geeigneten Ort, um eine Flugübungsbasis aufzubauen, als Joe ankam. Er suchte einen Ort, um eine technische Ausbildungsstätte aufzubauen. Sobald er erfuhr, dass ich dort war, rief er mich an und bat um ein Treffen, so dass wir unsere Vorgehensweise aufeinander abstimmen konnten und uns absprechen konnten, wie wir bei den örtlichen Behörden auftreten wollten.

Wir erarbeiteten Pläne, von denen wir hofften, wenn sie ausgeführt würden, würde es kaum zu Konflikten oder Widerstand bei den Ressourcen der jeweiligen Gemeinde kommen. (Als ein Ergebnis unserer gemeinsamen Arbeit mit den lokalen Behörden und Geschäftleuten wurden sowohl eine Technik- wie auch eine Flugschule eröffnet und arbeiten seitdem erfolgreich.)

Wir zweifelten nicht daran, dass die Deutschen uns drei Colonels aus bestimmten Gründen die Gemeinschaft ermöglicht hatten. Obwohl wir stets auf der Hut waren und immer vermuteten, dass die Wände Ohren haben könnten, wäre es möglich, dass so Informationen zu Tage traten, die wir in direkter Befragung niemals geäußert hätten. Trotz diesen Umständen genossen wir unser Beisammensein.

Während wir durch die Parkanlagen der Hohen Mark spazierten, berichtete Joe mir von seinen faszinierenden aber erschütternden Erlebnissen: Joe war Befehlshaber der 453ten Bomber Gruppe, die in England stationiert war. Ende März 1944 wurde ihm, soweit ich mich erinnere, ein Motor ausgeschossen, als er seine Division auf Ziele an der deutsch-schweizerischen Grenze leitete. Eine Abwehrrakete traf den zweiten Motor. Somit war er vor die Entscheidung gestellt, mit einem schwer beschädigten Flugzeug die Rückkehr nach England zu versuchen, was nahezu erfolglos zu sein versprach und große Risiken für die Crew und das Flugzeug in sich barg, oder aber in die Schweiz zu fliegen, in der er und seine Crew sicher wären, aber sicherlich für den Rest des Krieges interniert werden würden.

Joe erzählte ihm, dass sein Verstand ihm riet die kurze Strecke in die Schweiz zu fliegen, die bereits in Sichtweite war und nur Minuten entfernt, aber sein Herz oder sein Gewissen oder seine Erziehung ließen das aufgrund eines Ereignisses am Morgen nicht zu. Nur einige Minuten vor dem Abheben war ein Offizier zu Joes Flugzeug gekommen und hatte ihm gemeldet, dass ein Pilot – ein Leutnant der kürzlich laut geprahlt hatte – gemeldet hatte, dass er in die Schweiz fliegen würde und dort die Inhaftierung verlangen würde, wenn sich die Gelegenheit bieten sollte. Er hatte einen gepackten Koffer mit an Bord genommen und den Flug in die Schweiz angekündigt.

Joe beauftragte den Offizier, dem potentiellen Flüchtigen zu melden, wenn er in die Schweiz flöge, würde er, Miller, höchstpersönlich dafür sorgen, dass er den Rest seines Lebens im Gefängnis zubringen würde.

Der beschädigte Motor an Joes B-24 fiel bald aus. Mit nur zwei funktionierenden Motoren konnte er nicht mehr länger die Formation leiten und nicht einmal in ihr bleiben. Er hatte keine andere Möglichkeit, als in die Schweiz zu gehen oder nach England zurückzugehen. Er entschied, nach England zurückzukehren. Aber das schaffte er nicht. Er machte eine Notlandung in Nordfrankreich. Joe und seine Crew entgingen der Gefangenschaft und Joe geriet unter Partisanen. Die Partisanen kleideten ihn ein und gaben ihm die Identität eines flämischen Geschäftsmannes. Danach stellten sie ihm einen Führer zur spanischen Grenze zur Verfügung. Aus Sicherheitsgründen reiste Joes Führer nicht als sein Begleiter sondern als Verfolger, der sich hin und wieder zu ihm gesellte, aber nur um die nötigen Informationen weiterzugeben. Da die französische Eisenbahnlinie, die Joe und sein Führer nutzten, sich Perpignon an der französisch-spanischen Grenze näherte, wurde Joe (nicht aber sein Führer) von Nazi-Patrouillen verhaftet, die körperlich gesunde Männer einsammelten, um sie als Arbeiter nach Deutschland zu bringen.

Kurz nachdem Joe gefangen genommen war, wurde er mit Handschellen an eine junge Französin gekettet, die in ihrer Ortschaft auf dem Weg von Zuhause in ein Geschäft verhaftet worden war. Die junge Frau war verzweifelt, zum einen vor Sorge um ihr Schicksal und zum anderen vor Furcht und Gedanken um die Erlebnisse ihrer Familie, wenn ihr Verschwinden bekannt werden würde.

Joe berichtete, dass er und das Mädchen ungefähr 24 Stunden aneinandergesekelt blieben, während sie nach Paris transportiert wurden. Dass Joes Papiere gefälscht waren, wurde sehr schnell deutlich. Er wurde als Spion angeklagt und in ein französisches Gefängnis gesteckt. Er wurde dringlich befragt seine wahre Identität preiszugeben und zudem die Namen der Personen herauszugeben, die ihm zur Flucht und zur Reise quer durch Frankreich verholfen hatten.

Er gab bereitwillig seine eigene Identität preis, verweigerte aber jede Informationen über die Franzosen, die ihm geholfen hatten. (Nach dem Krieg erfuhr er, dass das Erfolg gehabt hatte, denn die französische Familie, bei der er untergekommen war und die ihn versteckt hatte, sandte ihm nach dem Krieg seine West Point Erkennungsmarke zu, die er ihnen zur sicheren Aufbewahrung übergeben hatte, als er sich als flämischer Geschäftsmann verkleidete.)

Als Joe sich weigerte, die Namen der Personen preiszugeben, die ihm geholfen hatten, wurde er zum Erschießungstod am nächsten Morgen verurteilt. Seine Hinrichtung wurde jedoch verschoben. Er wurde befragt, verurteilt und wieder und wieder begnadigt. Schließlich wurde Joe gefragt, ob es irgendwelche Deutschen gäbe, die seine Identität bestätigen könnten. Joe kannte nur zwei: der eine war Kapitän Baer von der Luftwaffe, der zur selben Zeit wie Joe im Jahr 1931 die U.S. Air Corps Flying School im Rahmen eines Austauschprogramms besucht hatte. Der andere war ein deutscher Pilot namens Junge, der im Chinesischen Meer notlanden musste, als er in den Dreißigern die Welt umrunden wollte. Joe war damals als Leutnant auf den Philippinen stationiert.

Das S.O.S. von Junge und seiner Crew war vom Air Corps aufgefangen worden und Joe war unter den Piloten, die auf die Suche nach den abgestürzten Fliegern geschickt wurden. Joe war der Pilot, der Junge und seine Gefährten fand und ein Rettungsboot auf den Schauplatz schickte.

Der Gestapo Agent, der diese Geschichte hörte, wusste offensichtlich, dass ein Major Junge in Oberursel stationiert war und rief ihn an, um sich die Geschichte bestätigen zu lassen. Junge bestätigte, dass er im Chinesischen Meer notlanden musste und er von einem Amerikaner namens Miller gerettet worden sei. Als er gefragt wurde, ob er diesen Mann identifizieren könne, bejahte er. Joe wurde nach Oberursel gebracht und erschien dort spätabends. Er wurde ins Quartier von Major Junge gebracht. Joe erzählte, dass ein deutscher

Offizier lesend an einer Lampe saß, als er durch die Tür des Apartments geschoben wurde. Seine Gestapoeskorte folgte ihm in den Raum und sagte „Major Junge, dieser Mann gibt vor, Sie zu kennen.“ Junge stand von seinem Stuhl auf, umarmte Joe und sagte „Miller, bin ich froh, Sie wiederzusehen.“ Junge überzeugte die Gestapo, die Verantwortung für Joe an die Luftwaffe zu übertragen. Er behielt Joe in dieser Nacht in seiner eigenen Wohnung und ermöglichte ihm zum ersten Mal nach 40 Tagen zu baden und sich zu rasieren. Am nächsten Tag wurde Joe an die Klinik Hohe Mark verlegt und kam dort vielleicht 10 oder 14 Tage vor meiner Ankunft an.

Augenscheinlich hatten Junge und Joe viel Zeit miteinander verbracht. Als Joe spürte, dass sie sich nun nahe genug waren, fragte er ihn, wie er ihn hatte erkennen können, nachdem zehn Jahre seit ihrem letzten Treffen vergangen waren, nachdem Joe einen 40 Tage alten Bart trug und schlecht sitzende Zivilklamotten trug, die nicht gewechselt worden waren, seit er sie erhalten hatte. Junge antwortete ihm: „Natürlich habe ich Dich nicht erkannt, aber ich hätte selbst den Teufel persönlich als meinen Bruder umarmt, um ihn vor der Gestapo zu retten.“

Joe wurde Mitte oder Ende Juni von der Hohen Mark in ein festes Camp verlegt, das Stalag Luft III hieß. Bevor er ging, teilte er mir mit, dass er bei den Deutschen erreicht hatte, dass ich ihm dorthin folgen würde, sobald Dr. Ittershagen mit der Arbeit an mir fertig sei. Er sagte, er habe das erbeten, „weil ich jemanden brauchte, der auf mich acht gibt und er diese Verantwortung tragen könne.“

Colonel Charlie Stark blieb noch 10 oder 15 Tage an der Hohen Mark, nachdem Joe bereits gegangen war. Wir verbrachten viel Zeit miteinander. Charlie war ein freundlicher, offener Optimist, der immer glücklich und unberührt von den Umständen schien. Ich war mir sicher, dass er, wie wir alle, auch Tiefpunkte durchmachte, aber immer einen Weg fand, um seine wahren Gefühle zu verbergen.

Er nahm das Gute und das Schlechte im Leben gleichermaßen hin und nahm unglückliche und tragische Ereignisse sehr leicht und mit soviel Humor, wie er nur aufbringen konnte. Wie er sich unseren deutschen Wachen näherte und mit ihnen umging war unbeschreiblich. Trotzdem mochten und respektierten sie ihn und schienen seine Gegenwart zu genießen.

Capt. Horst Barth, der ranghöchste Befragter von Kampfpiloten, verbrachte eine Menge Zeit mit Stark (zumindest meiner Beobachtung nach) und tat das augenscheinlich nicht, weil dieser eine sprudelnde Informationsquelle gewesen wäre, sondern weil er seine Gegenwart genoss.

Wann immer Capt. Barth erschien, konnte man Charlie rufen hören (er sprach selten in normalen Tonfall) „Ach, hier ist mein Freund, der Feind. Der große Boss höchstpersönlich. Und, Horst, wen hast Du heute foltern lassen? Wie viele Unschuldige hast Du jetzt in Deiner Tiefkühltruhe?“ Er erwartete augenscheinlich keine Antwort, denn er ließ dem Besucher keine Chance zum Antworten, sondern quasselte weiter, bis ihm die Luft ausging.

Gelegentlich machte er unrealistische, aber durchaus nette Vorschläge: „Horst, warum nimmst Du uns nicht heute Abend mit in die Stadt? Immer diese Befragerei mit den dämlichen Antworten macht einen total irre. So kriegen wir nur graue Haare. Es gibt doch hier garantiert einen Biergarten mit guter Musik, wo man singt und tanzt. Zeig uns mal ein wenig Gastlichkeit, mein Lieber.“

Er sagte auch hin und wieder: „Guck Dir mal Jake hier an: Haut und Knochen (das war maßlos übertrieben). Wenn Dr. Ittershagen all das gute deutsche Eisen aus ihm raus hat, wird ein Luftzug ihn davon wehen. Päppel ihn gefälligst auf, bevor die Alliierten hier erscheinen. Führ uns zum Essen aus, Horst. Ich hätte gerne ein Wiener Schnitzel oder gebratene Gans mit leckerer Füllung. Was kann ich für Dich bestellen?“

Als die Landung in der Normandie allgemein als erfolgreich angesehen wurde, schlug Stark vor: „Horst, leih Dir doch mal das Auto von Gestapo Schmidt und lass uns dann nach Westen fahren, dann können wir die Amerikaner und Briten beim Einmarschieren begrüßen. Wenn

wir rechtzeitig losfahren, kommen wir pünktlich zum Frühstück. Wir sind bestimmt herzlich willkommen.“

Ein anderer Deutscher, den ich durch Stark kennen lernte, zumindest in Starks Begleitung, war Hans Scharff, eine einzigartige und interessante Person. Stark und Scharff betraten eines Nachmittags mein Zimmer an der Hohen Mark. Scharff trug die Uniform eines niederen Dienstgrades, möglicherweise den eines Corporals. Er stand stramm und salutierte. Er trug einen kleinen Orden, der ihn für irgendeine Errungenschaft auszeichnete. Ich schätzte ihn um die dreißig Jahre. Er war gut aussehend und wirkte sehr männlich. Scharff sprach das perfekte Englisch eines gebildeten Mannes von hoher Intelligenz. Seine sprachlichen Fähigkeiten, sein Verhalten, seine Haltung, sein Auftreten und alle zu beobachtenden charakterlichen Eigenschaften widersprachen eigentlich seinem niedrigen Dienstgrad.

Ich nahm an, dass er nicht das war, was er vorgab zu sein, sondern dass er eine Rolle spielte, deren Zweck Stark und mir nicht klar war. Scharff schien sich augenblicklich bewusst zu sein, dass er mich überrascht hatte und versuchte augenblicklich, wie ich annahm, meine Bedenken zu zerstreuen. Er untersuchte sorgfältig meinen körperlichen Zustand, die Fürsorge, die ich erhielt und meine Bedürfnisse und Wünsche. Er fügte hinzu, dass er mir gerne jederzeit benötigtes Geld aus seinen persönlichen Quellen zur Verfügung stellen würde und ich es ihm zurückzahlen könnte, wenn der Krieg vorüber war.

Ich drückte meinen Dank für sein Interesse aus und auch für sein freundliches Angebot, mir Geld zu leihen, aber ich erklärte, dass ich nichts brauchte, was mir nicht sowieso zur Verfügung gestellt wurde. Ich bemühte mich, ebenso freundlich und zuvorkommend zu sein, wie er das war, seine Motive nicht in Frage zu stellen, aber andererseits so auf der Hut zu sein, wie ich nur konnte, denn ich wusste mich in der Gegenwart einer extrem intelligenten Person.

Ich sprach ihn auf sein perfektes Englisch an und fragte, ob er in Großbritannien gelebt oder studiert habe. Er erzählte mir dann, dass er viele Jahre in Süd Afrika gelebt habe und dort auch erzogen worden sei, dass er dort ein Geschäftsmann gewesen sei und dann ungefähr zu Anfang des Krieges in seine Heimat Deutschland zurückgekehrt sei.

Ich fragte ihn, ob er es schwierig fand, zum Feind von Menschen zu werden, mit denen er gelebt und gearbeitet hatte und die er wahrscheinlich auch gemocht und respektiert hatte. Er antwortete, dass er lange über diese philosophische Frage nachgedacht habe, dass er zu der Schlussfolgerung gelangt sei, dass der Krieg weder seine Schöpfung noch die seiner Freunde war und dass er und sie nur Schachfiguren, vielleicht auch Opfer ihrer Kultur, ihrer Erfahrungen und ihrer ganzen Umgebung seien. Er und sie hätten die Welt zu nehmen, wie sie war und die Rolle einzunehmen, die das Schicksal ihnen zugewiesen habe.

Er sagte, dass er versuche, seine Rolle gut zu spielen mit Ehre und auch mit Respekt vor der Ehre und Integrität der Menschen, denen er als Feinde seines Landes gegenübertreten müsste. Er sagte, er hoffte, dass diese Feinde den Krieg überlebten und wieder zu Freunden werden könnten.

Wir sprachen vielleicht eine Stunde über diese Themen. Er war ein interessanter Gesprächspartner, umfassend in seinem Blickwinkel, bewandert in vielen Themenbereichen und in seinem Auftreten bezaubernd und entwaffnend. Ich wusste, dass er ein Feind war, vor dem ich auf der Hut sein musste, aber auch jemand, den ich achten konnte, obwohl er nicht in seiner wahren Identität auftrat (ich hielt seine Uniform immer noch für eine Tarnung).

Major Otto Bohringer

Kurz nach dem Vorfall mit den gestohlenen Schuhen wurde ich ins Büro des Adjutanten Major Otto Bohringer gebracht. Wir salutierten voreinander. Er bot mir keine Hand zum Gruß und ich ihm ebenfalls nicht. In perfektem Englisch bot er mir einen Stuhl an. Dann unternahm

er einen Entschuldigungsversuch für die gestohlenen Schuhe, versicherte, dass der Dieb kein Angehöriger des deutschen Militärs gewesen war und solche Vorfälle nicht oft auftraten. Er fügte hinzu, er habe Maßnahmen in die Wege geleitet, dass so etwas nicht wieder vorkommen könne. Dieses Thema wurde in weniger als einer Minute abgehandelt.

Major Bohringer verwickelte mich dann in ein Gespräch das, wie ich später schlussfolgerte, der Hauptgrund unseres Treffens war. Er eröffnete das Gespräch indem er mich befragte, wie ich die Qualität meiner Behandlung im Krankenhaus und des Umganges, der mir und den anderen zuteil wurde, einschätzte. Ich bemerkte, dass ich keine Beschwerden über meine Befragungen vorbringen könnte, aber ich bemerkte, dass Colonel Joe Miller eine unzumutbare Behandlung durch die Gestapo erfahren hatte.

Er wies jede Verantwortung für die Methoden der Gestapo von sich und bemerkte, dass sie eher von politischer denn von militärischer Grundlage her agierten. Er erinnerte mich dann, dass die Luftwaffe Col. Miller gefordert hatte und ihm den Kriegsgefangenenstatus verliehen hatte. Ich bestätigte, dass die in der Hohen Mark erfolgte Zuwendung eine große Verbesserung seit meinem Verlassen des Krankenhauses bei Weiner Neustadt gewesen war und drückte meine Bewunderung für die Hingabe und die Arbeit der Ordensschwestern aus.

Major Bohringer bekräftigte, dass der Luftwaffenkodex sich streng an die Genfer Konventionen halte. Des weiteren sagte Bohringer, dass der Befehlshaber des Befragungszentrums, Leutnant Colonel Killinger, im ersten Weltkrieg in Russland in Kriegsgefangenschaft gewesen sei und daher die Gefangenen verstehen könne und große Anteilnahme für sie hegte. Er wurde daher für den Posten vorgeschlagen, damit man sichergehen konnte, dass alle, die unter seiner Kontrolle waren, gut versorgt waren und vor den Elementen in Deutschland geschützt waren, die ihnen vielleicht schaden könnten.

Gleichzeitig würden angemessene aber korrekte Anstrengungen unternommen, um Informationen zu erhalten, die die Kriegsgefangenen besaßen und die dringend für den Fortgang des Krieges benötigt würden. Angesichts der Sicherheit der Kriegsgefangenen erklärte Major Bohringer, dass die Zivilbevölkerung abgestürzte Flieger zumeist als Sicherheitsgefahr betrachtete. Zum Beispiel waren Bauern verunsichert, wenn alliierte Kampfpiloten Frauen und alte Männer unter Beschuss nahmen.

Ich fragte, ob er konkrete Fälle kannte, in denen Feldarbeiter von Fliegerangriffen getötet worden waren. Er hatte keine, aber er sagte, er habe gehört, dass solche Angriffe von Zeit zu Zeit erfolgten. Ich versicherte ihm, dass kein vernünftiger Air Force Befehlshaber seine Bomber in gut gesichertes feindliches Gebiet schicken würde, um dort Feldarbeiter anzugreifen, wenn es doch lukrativere Ziele gab, zum Beispiel Flugzeuge auf der Basisstation, Flugeinrichtungen, Züge, Bahnstrecken, Straßenbrücken und Tunnel.

Ich gab jedoch zu, dass es durchaus verständlich war, wenn eine ängstliche Person mit entsprechender Vorstellungskraft glaubte, das eigentliche Ziel zu sein, wenn sie sich auf einem Feld nahe an einem Militärziel befände. Ich erinnerte ihn dann daran, dass es während der deutschen Invasion in die Bene Lux Staaten und Frankreich üblich für die deutschen Stuka Bomber war, die Flüchtlingsströme, die sich vor den deutschen Invasionstruppen in Sicherheit bringen wollten, aus der Luft anzugreifen und dass Hunderte, wenn nicht Tausende von alten Männern, Frauen und Kindern bei solchen Angriffen verwundet oder getötet worden waren.

Major Bohringer entgegnete, dass die städtische Bevölkerung oft abgestürzte Flieger bedrohte, wenn Familienmitglieder oder Freunde durch Streubomben getötet oder verwundet worden waren, sie ihren Besitz oder nicht-militärische Infrastruktur verloren hatten. Ich drückte meine Sympathie für die Zivilbevölkerung in Zeiten des Krieges aus und zeigte auf, dass ich die Reaktion der Londoner Bevölkerung miterlebt hatte, als deutsche Bomber die Innenstadt angriffen und dass ich auch die englischen Reaktionen auf den Angriff auf Coventry kannte, was man kaum als ein militärisches Ziel bezeichnen konnte.

Ich benannte auch den bleibenden Groll der italienischen Bevölkerung, als ihre früheren Verbündeten die Wasserzufuhr und das Abwassersystem von Neapel zerbombt hatten und systematisch die Häuser italienischer Bauern mit Dynamit gesprengt hatten, während sich ihre Truppen sich gen Norden in Richtung des alliierten Gebietes bewegten.

Beide von uns schienen genau zu wissen, dass dieser Austausch von Beschuldigungen uns nach nirgendwo bringen würde. Als sich die Gelegenheit bot, sprach ich von der ausgeweiteten Zerstörungsaktion von deutscher Industrie und des Schienennetzes und diverser Zulieferer, die ich auf den Luftaufnahmen erkennen konnte und selbst gesehen hatte, als ich gefangen genommen worden war. Ich wies auch auf die Unfähigkeit deutscher Abwehr hin, die fortschreitende Zerstörung aufzuhalten. Ich fragte wie patriotische, kluge Deutsche – von denen es Millionen geben musste – den Fortgang des Krieges angesichts der sicheren Niederlage verantworten konnten, wenn sie mit dem Verlust von Leben, Heimen und sonstigen Besitztümern rechnen mussten.

Major Bohringer antwortete – nicht gerade zu enthusiastisch – dass die westlichen Alliierten augenscheinlich die Zerstörung Deutschlands beabsichtigten und das vor allem dadurch, dass sie nur bedingungslose Kapitulation akzeptieren wollten. Die politische Leitung der Alliierten habe Hoffnung und von vorne herein ein Niederlegen der Waffen verhindert. Er fügte hinzu, dass patriotische Deutsche keine bedingungslose Kapitulation zulassen könnten und schon gar nicht gegenüber den Sowjets.

Ich zeigte auf, dass die sichere Alternative dazu wäre, dass Deutschland zwischen den westlichen Alliierten und den russischen Kräften mit ihrem Töten und Zerstören aufgeteilt werden würde. Er antwortete mir: „Das muss nicht so kommen. Ein geschickter Schachzug für die Alliierten und die Deutschen wäre die Bildung einer Allianz und eine gemeinsame Attacke gegen die kommunistischen Streitmächte.“

Ich fragte ihn, ob er ernsthaft glaube, dass die westlichen Alliierten eine solche Übereinkunft mit Hitlers Regierung eingehen würde. Er erklärte, dass dies nur zu unserem Vorteil wäre. Ich versicherte ihm, dass Roosevelt und Churchill durchaus meinten, was sie sagten, wenn sie nicht weniger, als bedingungslose Kapitulation forderten. Ich fügte hinzu, dass ich in der Zwischenzeit im Kontakt mit Deutschen gemerkt hätte, dass das deutsche Volk und die deutsche Regierung kein Synonym bildeten und dass ich glaubte, dass die Alliierten ganz andere Saiten aufziehen würden, wenn die Deutschen von repräsentativen heimatstreuen Menschen regiert würden.

Ich erinnerte ihn daran, dass ein wesentlicher Prozentsatz der Amerikaner von deutscher Abstammung waren, viele Familien Verwandte in Deutschland hatten und die Feindschaft zwischen unseren Völkern nicht natürlich war, sondern durch Hitlers Kriegserklärung entstanden war und durch Propaganda und Beeinflussung geschaffen wurde. Ich erinnerte ihn auch daran, dass die westlichen Alliierten wiederholt erklärt hatten, dass sie gegen das Naziregiment vorgehen würden, aber nicht gegen das deutsche Volk. Major Bohringer entgegnete, dass solche Aussagen nur selbstverherrlichende Propaganda seien.

Diese Gesprächsführung führte selbstverständlich zu nichts, aber er schien es keineswegs eilig zu haben, unser Gespräch zu beenden. Ich befragte ihn nach seiner Person. Es schien offensichtlich, dass er weder ein professioneller Soldat war noch politisch einen Rang besaß, und ich fragte mich, welchen Beruf er ausübte und aus welchem Hintergrund er stammte. Er schien froh zu sein, dass sich das Gesprächsthema gewandt hatte. (Ich glaube, ich habe während meiner ganzen Zeit als Kriegsgefangener nicht einen Deutschen getroffen, der nicht bereitwillig auf eine günstige Gelegenheit einging, die beruflichen Gespräche beiseite ließ und über sich selbst oder seine Familie sprach.)

Es stellte sich heraus, dass Major Bohringer ein Wissenschaftler oder Ingenieur auf dem Bereich der Chemie war, seine Familie ein führendes pharmazeutisches oder anderweitige chemische Industrie besaß und er diese Firmen geleitet hatte, bevor er zum Wehrdienst eingesetzt wurde und dass er ungeduldig das Ende des Krieges erwartete, so dass er zu seiner

Frau und seiner Tochter zurückkehren konnte und das Familiengeschäft weiterführen konnte. Er versicherte mir aufrichtig, dass er genau wie ich die Trennung von der Familie schmerzlich fühlte und dass er und ich Opfer des selben Krieges seien, obwohl ich, als professioneller Militärangehöriger, mein Schicksal eher bestimmt hatte, als er seines.

Ich fragte ihn, ob sich er und weitere führende Bürger nicht irgendwie dafür verantwortlich fühlten, dass Deutschland in die Hände von Hitler und seinen Henkern gefallen war. Major Bohringer stellte klar, dass Hitlers Aufstieg zur Macht in hohem Maße von der Unfähigkeit der deutschen Regierung in den 30er Jahren abhängig gewesen war und mit der weit verbreiteten Sehnsucht nach der Verbesserung wirtschaftlicher und sozialer Konditionen zusammenhing. Obwohl wenige, wenn nicht gar keine Industrielle und Geschäftsleute Hitler aus eigener Initiative unterstützten, gab es wenige die sich wirklich engagiert gegen ihn stellten. Hitlers aggressive Außenpolitik fand so lange Zustimmung, wie sie auch erfolgreich war und die Wirtschaft in Deutschland verbesserte. Die Heimtücke und immense Ungerechtigkeit der Übernahme der Balkanstaaten durch Deutschland wurde gerechtfertigt, indem man annahm, dass es zu aller Bestem geschehe. Erst als die deutsche Überlegenheit deutlich ins Wanken geriet, stellten große Teile der Bevölkerung die Ungerechtigkeit und Unweisheit der deutschen Angriffe fest. Aber zu dem Zeitpunkt waren die Nazis in sich so organisiert, dass ihre Sicherheitskräfte jegliche Opposition im Keim ersticken konnten. Es war zu spät für eine Umkehr. (Ich war mir im klaren darüber, dass Major Bohringer sich ganz sicher sein musste, dass sein Büro nicht abgehört wurde, sonst hätte er nicht ein solches Gespräch geführt.)

Wir sprachen gut über eine Stunde über die oben erwähnten Themen. Während dieser Zeit erkannte Major Bohringer, dass ich eine ernste Erkältung hatte und meine Nebenhöhlen stark entzündet waren. Am Ende unseres Treffens überreichte mir eine kleine Flasche einer klaren Flüssigkeit, die so etikettiert war, wie es bei patentierten Medikamenten üblich ist, und erklärte mir, dass es sich um Nasentropfen handelte, die von seinem Unternehmen entwickelt und auf den Markt gebracht worden waren. Er zeigte mir auch, wie ich sie zu nutzen habe. (Sie waren hoch wirksam und brachten mir beinahe augenblicklich Besserung.)

Major Bohringer begleitete mich, als wir sein Büro verließen und in Richtung der Hohen Mark gingen. Dann sagte er beinahe entschuldigend: „Ich muss Ihnen noch eine Frage stellen. Wie sieht die Lage in Italien wirklich aus?“ Bevor ich antworten konnte, erklärte er, dass die besten Freunde von seiner Frau und ihm ein italienisches Ehepaar waren, die in einem Gebiet Italiens lebten, das unter der Kontrolle der Alliierten stand und er zwar erfahren hatte, dass sie lebten, aber nichts darüber hinaus. Zur selben Zeit berichteten die deutschen Nachrichtensender, wie alliierte Streitmächte raubten und plünderten und die italienische Bevölkerung an Krankheit und Hunger starb. Er fügte hinzu, dass seine Frau tief trauerte und er sie gerne beruhigen würde, wenn ich ihm irgendwie ermutigende, wahre Informationen über den wirklichen Stand der Dinge geben könnte.

Als Antwort erklärte ich ihm, dass ich in den 3 oder 4 Monaten, die ich in Italien verbracht hatte, weder Raub noch Plünderung gesehen und auch nicht davon gehört hatte. Die Italiener genossen vermutlich nicht unbedingt ein Leben im Überfluss, aber sie kamen mit den Lebensumständen vor Ort klar, die im Wesentlichen durch die zielgerichteten und zerstörerischen Aktionen der Deutschen nach der italienischen Niederlage verursacht worden waren. Das deutsche Verhalten hatte vermutlich mehr zu ihrer Misere beigetragen, als die Kämpfe zur Wiedergewinnung des Territoriums.

Ich erwähnte auch, dass die Amerikaner und Briten Essen, Medikamente und andere lebensnotwendige Dinge zur Verfügung stellten, die die Italiener nicht selbst beschaffen konnten. Major Bohringer fragte sich laut, ob die Alliierten mit den Deutschen genauso großzügig verfahren würden. Ich sagte, dass die Amerikaner das vermutlich tun würden, da wir eine grundsätzliche Schwäche für Großzügigkeit hätten.

Ich sah Major Bohringer dann bis 1965 nicht mehr wieder. Als ich Deputy CINC der U.S. Forces in Europa im Hauptquartier in St Germain war, kamen er, seine Frau und weitere zum Abendessen in mein Haus. Ich erfuhr dann, wie er die verbleibende Kriegszeit verbracht hatte und dass nach seinem Ende seine erwachsene Tochter einen Amerikaner geheiratet hatte und seine Enkelkinder Amerikaner waren.

Wir kommunizierten allerdings zwei oder dreimal durch einen Boten, während ich in Stalag Luft III gefangen gehalten wurde. Ende des Winters bekam ich wieder starke Probleme mit den Nebenhöhlen. Medikamente standen nicht zur Verfügung. Da ein Deutscher in das Befragungszentrum reiste, bat ich Major Bohringer, mir doch das selbe Medikament wie zuvor zukommen zu lassen, und er möchte eine Rechnung beifügen, so dass ich ihn nach dem Krieg bezahlen konnte. Einige Zeit danach kam ein Medikament an - ohne Rechnung, Nachricht oder irgendeinen Rückschluss auf den Absender. Das Medikament war anders und weniger wirksam als das, das mir Major Bohringer gegeben hatte. Ich bin mir nach wie vor nicht sicher, ob er mir Medikamente aus einer anderen Quelle zu Verfügung gestellt hatte, aber jede Spur von Kommunikation mit mir vermeiden wollte oder ob irgend eine andere unbekannte Person es mir zukommen ließ. Zu der Zeit waren alle Deutschen, denen wir begegneten, immens darauf bedacht, bei der Gestapo nicht negativ aufzufallen und jeder schien den anderen zu verdächtigen.

Ein zweites Mal kommunizierten wir, als sich die alliierten Mächte dem Rhein näherten. Ein deutscher Offizier suchte mich auf und richtete mir die Bitte von Major Bohringer aus, ich möchte ihm doch einen Brief aufsetzen, in dem ich bescheinigte, dass er Kriegsgefangene nicht misshandelt hatte und sich stets strikt an die Genfer Konventionen gehalten hatte. Ich sandte ihm durch eben diesen Botschafter ein Schreiben, in dem ich bestätigte, dass er in der Zeit, in der wir Kontakt miteinander hatten, sein Verhalten als korrekt bescheinigte und dass ich niemals von Ausschreitungen seinerseits gegenüber anderen Kriegsgefangenen gehört hatte. Er erwähnte diesen Brief noch einmal, als wir uns 1965 wiedersahen.

Den dritten Kontakt genauer zu beschreiben, würde an dieser Stelle zu weit führen. Ich werde ihn erwähnen, wenn ich von meinem möglichen Kontakt zu den Verschwörern gegen Hitler berichte.

Capt. Horst Barth besuchte mich beinahe jeden Tag an der Hohen Mark und erschien gewöhnlich rechtzeitig zum Nachmittagstee mit Kaffee oder Kakao. Manchmal brachte er Kuchen mit oder Obst oder was auch immer er bei der Lebensmittelknappheit in Deutschland aufgrund seiner Position auftreiben konnte. Er saß dann am schmalen Tisch am Ende des Gemeinschaftsraumes, der für die ranghöheren gefangenen Patienten gedeckt war. Manchmal besuchte Dr. Ittershagen die Gruppe, aber immer nur gelegentlich und sehr kurz, denn erschien beständig mit deutschen oder alliierten verwundeten oder kranken Patienten beschäftigt zu sein.

Wie auch Barth, war er uns stets willkommene Gesellschaft, da er intelligent, interessiert und gebildet in vielen Gesprächsthemen war und gleichzeitig fröhlich und umgänglich war.

Von Zeit zu Zeit lud mich Capt. Barth zu einem Spaziergang auf dem Gelände ein. Während dieser Spaziergänge erfuhr ich, dass er wusste, was meine fortlaufenden Befrager mich gefragt hatten und was ich ihnen geantwortet hatte. Wie Major Waldschmidt war auch er überrascht, dass ich weder an der Konferenz in Kairo noch der in Teheran teilgenommen hatte und dass ich verneinte, irgendein Wissen über dort getroffene Entscheidungen zu besitzen.

Er erwähnte die Bestürzung, die viele Deutsche empfanden, besonders solche, deren Zuhause und Familien sich in dem Bereich befanden, der später Ostdeutschland wurde. Er betrachtete die russische Armee mit der gleichen Angst, wie zuvor Major Waldschmidt und Leutnant Boninghaus.

Er sprach von der Weisheit der Deutschen, dass sie mit den westlichen Alliierten Frieden schließen wollten, um sich dann gegen den gemeinsamen Feind und die Kräfte auf Russland zu konzentrieren. Er verurteilte die Roosevelt-Churchill-Entscheidung, die nichts außer

bedingungsloser Kapitulation zuließ. Ich reagierte mit der Ansicht, die ich schon vorher vertreten hatte und machte klar, dass, wenn Deutschland von respektierten, verantwortlichen Repräsentanten der deutschen Bevölkerung regiert würde, die westlichen Alliierten auch ihre Überzeugungen ändern würden und die UDSSR das dann besser auch tun würde.

Er fragte, was ich denken würde, wie es zu einer solchen Regierung kommen könnte. Ich sagte, dass ein offensichtlicher Weg ein Rücktritt Hitlers sei, der seine Verbrecher mit sich nehmen würde und statt dessen die regulären Militärkräfte an Ort und Stelle bringen könnte, aber dass er, der als Deutscher seine Regierung und sein Volk viel besser kannte als ich, seine Frage besser als ich beantworten könnte. Er unternahm keinen Versuch dazu und ich drängte ihn zu keiner Antwort.

Wir sprachen zu einigen Gelegenheiten darüber, immer wenn wir uns auf offenem Feld und weit weg von anderen Personen befanden. Einmal erinnerte ich ihn daran, dass die internationale Presse wiederholt über einen starken Widerstand gegen Hitler und Nazikräfte in Deutschland berichtet hatte. Ich fragte ihn, ob er solche Berichte kenne. Er sagte, er kenne sie. Er sagte nichts aus freien Stücken zum Wahrheitsgehalt dieser Berichte, und ich beließ es dabei. Ich hatte keinerlei Verlangen danach zum Gewissen von Capt. Barth oder anderen Deutschen zu werden. Ich musste schon genug schützen. An einer anderen Gelegenheit erzählte er mir, ich wäre zu einem wunderschönen Ort nahe der Hohen Mark für einen Nachmittag und Abend der Erholung eingeladen. Ich fragte, was der Grund dieses Treffens sei und wer der Gastgeber sei, erhielt aber keine zufriedenstellende Antwort; trotzdem erklärte er, dass mir der Ausflug gut tun würde, ich aber niemandem Vertrauen und jeden hinterfragen solle. Ich fragte, ob er anwesend sein würde. Er lachte, etwas verdutzt, und sagte, er wisse nicht, ob er anwesend sein würde. Er war anwesend.

Der Ausflug zum Opel-Anwesen

Einen Tag oder so später kündigte eine der Wachen an, dass deutsche Autoritätspersonen am Krankenseingang auf mich warteten und dass ich ihn zu ihnen begleiten solle. Draußen sah ich die Colonels Miller und Stark mit zwei Deutschen, die dunkle Zivilmäntel trugen. Einer stellte sich selbst als Herr Schmidt vor und der andere ebenfalls als Herr Schmidt. Ich nahm an, dass beide zur Gestapo gehörten und den nichtssagenden Namen „Schmidt“ benutzen, um ihre eigene Identität zu verschleiern. Als wir uns die Hände schüttelten, zeigte Stark in seiner üblichen unnachahmlichen Art auf den einen und sagte: „Er gehört zur Gestapo Oberursel.“ - und dann auf den anderen - „und er ist Bratensauce Schmidt“. Der eine, der als Bratensauce titulierte worden war, erwiderte „Ich gehöre zur Gestapo Paris.“ Keiner schien Anstoß an Starks „Bratensauce“-Bemerkung genommen zu haben. Später erfuhr ich, dass die Gestapo Männer keine Tarnnamen benutzt hatten, sondern der Oberurseler Gestapomann tatsächlich Walter Schmidt hieß und der Pariser Gestapomann seinen Namen „Schmitt“ buchstabierte und den Namen „Bratensauce“ erhalten hatte, als eine große Schüssel Bratensauce, die Joe Miller ihm weitergereicht hatte, jemandem aus den Händen glitt und sich über ihn ergoss.

Wir fünf kletterten in ein wartendes Auto und fuhren vielleicht 10 Kilometer in bewaldete Gegend zu dem Ort, den man mir als das Anwesen der Familie Opel vorstellte. Das Haupthaus war eine große, solide konstruierte und wundervolle Villa, die in eine Lichtung im Wald gebaut worden war. Es gab Gärten mit Pflanzen, die viel von ihrer ursprünglichen Schönheit zeigten und Außengebäude, die in früheren Jahren vermutlich als Ställe gedient hatten. Drei von vier uniformierten deutschen Offizieren waren bereits anwesend, als wir eintrafen. Einer fragte, ob ich nicht auf einen Spaziergang durch den Wald mitkommen wollte und ein wenig von dem Zeug betrachten wolle, was hier oft gefunden wurde. Joe Miller und

ich liefen oder saßen bestimmt anderthalb Stunden mit zwei oder drei deutschen Offizieren im Wald herum.

Gelegentlich war die Gruppe zusammen, aber meistens waren wir getrennt, so dass ich immer nur einen oder zwei Begleiter hatte, wie auch Joe. Während unseres Spaziergangs stießen wir auf einen Ersatztank, den Bomberflieger dabei haben, um ihre Reichweite erhöhen zu können. Dieser Tank war intakt, hatte aber eine Delle im einen Ende, was mich annehmen ließ, dass er in beinahe leerem Zustand abgeworfen worden war. Er hätte von einem über das Waldstück fliegenden Flugzeug abgeworfen sein können oder aber von den Deutschen dort platziert sein können, um Informationen aus mir herauszulocken. Einer der Deutschen drückte Überraschung darüber aus. Es war offensichtlich meine Aufgabe etwas dazu zu sagen. Ich drückte Überraschung darüber aus, dass ein solches Objekt in der Gegend liegengelassen wurde und erwähnte, dass es einem Bauern als Wassertank oder Kanu dienen konnte oder schlimmstenfalls als Altmetallressort. Was die Deutschen beim Anblick eines Ersatztanks von mir erfahren wollten, wenn überhaupt etwas, werde ich nie erfahren. Später trafen wir auf einige Streifen von Metall, die mir als „Halme“ bekannt waren und die von den Zweigen hingen. Bomber trugen so etwas mit sich und es wurde in den rückwärtigen Luftstrom abgelassen, um verfolgende Flugzeuge von genauem Zielen und Verfolgung durch Flaks abzuhalten.

Als ich die „Halme“ sah, vermutete ich eher, dass sie dort platziert worden waren, als dass sie abgeworfen wurden, denn es gab so wenige davon und sie befanden sich nur auf niedrigen Büschen und Gräsern, nicht aber auf höheren Bäumen. Ich pflückte eins davon aus dem Busch und sagte „Lametta für den Weihnachtsbaum“. Mein Begleiter sagte „Halme, ...“ und nannte weitere Synonyme für die Metallstreifen.

Wenn die Deutschen gedacht hatten, dass der Anblick von diesen Metallstreifen mich dazu bringen würde, über ihre technischen Eigenschaften zu reden, hatten sie sich geirrt. Ich fand es sehr schwer zu glauben, dass die Deutschen zu diesem Zeitpunkt des Krieges auf solche Informationen aus sein sollten.

Einige Minuten später stolperten wir über ein schweres Metallstück, das etwa drei Meter lang war und an dem eine Querstange angeschweißt war. Es sah aus, als könnte es ein Teil eines Flügels von einem Flugzeug sein, wie er vielleicht von einer Abwehrrakete abgerissen wird. Ich war mir sicher, dass dieses Ding dort absichtlich hingelegt worden war, denn es gab keinerlei Spuren eines Einschlages. Ich fragte meinen Begleiter für was er das Ding hielt. Er täuschte Unwissenheit vor und ich ebenfalls. Was ich sagte, war wahr, denn ich wusste nicht, was es war und sah keinen Grund für irgendwelche Spekulationen. Zu dieser Zeit und später dachte ich manchmal, dass ich auch eine Befragung sah, wo es gar keine gab, dass ich unnötig vorsichtig war und möglicherweise Hinweise gab, nur weil ich die Wahrheit so offensichtlich verschleierte. Ich weiß immer noch nicht, welche Informationen von wirklichem Wert die Deutschen möglicherweise von mir erhielten, aber ich erkenne gerne an, dass ich von Zeit zu Zeit etwas davon abgegeben haben muss, denn sonst hätten sie mich nicht länger an der Hohen Mark gelassen, als es meine Verletzungen eigentlich gefordert hätten.

Alle Gespräche während des Spaziergangs drehten sich nicht um Kriegsthemen. Die meisten bezogen sich auf den Wald, seine Tiere und auf das fortschreitende deutsche Programm zum Schutz des Waldes und der Tiere, dass dem deutschen Edelmut schon lange vor dem Zusammenschluss der unabhängigen Staaten in ein Königreich und eine Nation entsprungen war. Das war ein Bereich, über den unsere Begleiter gerne sprachen. Sie konnten dies mit Stolz tun. (Ich erfuhr viel über ihre Programme, von denen ich der Ansicht bin, dass sie den USA auch nicht schaden würden.)

Während des Spaziergangs sahen wir sehr viel Wild, wunderschöne Tiere, die zwar wild waren, aber nicht so furchtsam gegenüber den Menschen, dass wir sie nicht doch beobachten konnten. Als wir in die Villa zurückkehrten, bekamen wir Elche gezeigt, die die Vorfahren Jahre zuvor aus Amerika mitgebracht hatten.

Zu dieser Zeit waren die Elche, die wir sahen, in Verschlägen und wurden gefüttert, aber man machte uns glauben, dass sie sonst frei herumliefen.

Kurz nachdem wir vom Waldspaziergang in die Villa zurückgekehrt waren, kündigte Gestapo Paris mir an, er habe gehört, dass ich Briefmarken sammle, wie er selbst auch, und ich sollte mir doch einige seiner Kollektionen ansehen, die er mit sich gebracht hatte. Ich gab zu, dass ich noch ein ziemlicher Neuling auf dem Gebiet des Briefmarkensammelns von amerikanischen Marken war.

Schmitt sagte, wir sollten einen guten amerikanischen Bourbon Whiskey trinken, während wir seine Sammlung ansahen. Meine Überraschung muss mir auf dem Gesicht gestanden haben, denn er erklärte augenblicklich, dass die Flasche aus Vorkriegszeiten stammte und gelagert gewesen war. Es war bald klar, dass er entweder vom Bourbon oder von irgend etwas anderem schon ein Pröbchen genommen haben musste, denn er benahm sich recht linkisch.

Schmitt brachte mehrere große Alben zum Vorschein, die ihn möglicherweise als Briefmarkenhändler auszeichneten. Er erklärte, dass einige seiner Marken alt und wirklich wertvoll waren. Ich bewunderte sie (hoffentlich angemessen genug) worauf er schlussfolgerte, dass ich einige seiner doppelten gerne haben dürfte.

Ich lehnte mit der Begründung ab, dass ich kein Geld für sie hatte und keinen geeigneten Platz, um sie sicher aufzubewahren. Er hielt dies für unnütze Ausreden und erklärte, dass ich ihn auch nach dem Krieg bezahlen könne. Jedenfalls sollte ein aufrichtiger Briefmarkenfreund wie ich einige deutsche Marken haben, um meine Sammlung abzurufen. Er begann einige Briefmarken sehr ungeschickt herauszunehmen, um sie mir zu überreichen. Zu diesem Zeitpunkt hielt ich ihn schon für ziemlich betrunken. Offensichtlich dachte Gestapo Oberursel das auch, denn er kam herüber und sprach ernsthaft auf Deutsch mit ihm. Ein lauter und ärgerlicher Streit war das Ergebnis. Glücklicherweise kam einer der deutschen Offiziere, ich glaube es war Leutnant Boninghaus, herüber und befreite mich von den Briefmarken, die Schmitt mir aufgenötigt hatte.

Während dies geschah, beobachtete ich, dass Capt. Barth, obwohl er ein gutes Stück von Schmitt und mir weg stand, genau beobachtete, was vor sich ging. Er hatte sich der Gruppe auch für einen Teil des Waldspaziergangs angeschlossen, hatte sich aber in keines der Gespräche über die Fundstücke eingemischt. Er sprach erst dann mit mir, als wir die Elche in den Ställen und Pferchen anschauten. Ich überlegte, dass er mich sehr genau im Auge hatte, ohne es zu offensichtlich zu machen.

Der Streit zwischen den zwei Gestapomännern wurde lauter und drohender. Bevor er eskalieren konnte, drehte jemand das Radio an und Rauschen sowie eine männliche Stimme waren zu hören. Ein deutscher Offizier hörte für wenige Augenblicke zu, ging dann zu den Gestapomännern und sprach ernst in Deutsch auf sie ein. Der Streit hörte augenblicklich auf und der Raum wurde ruhig, bis auf das Geräusch des Radios und die Schritte der Männer, die näher darauf zuzogen. Gestapo Oberursel ging auf das Radio zu.

Ich konnte von meinem Sitzplatz aus hören, wie eine Stimme auf englisch die Landung der Alliierten an der Küste der Normandie beschrieb. Die Invasion über den Kanal hinweg hatte begonnen. Ich wusste, dass nun der Zeitpunkt gekommen war, dass in der kommenden Nacht Bodentruppen mit Fallschirmen jenseits der feindlichen Linie abspringen würden.

Ich lauschte mit wenig Erfolg, da die rauschenden Störungen sehr laut waren und alles immer leiser wurde. Trotzdem erfasste ich Worte und Satzketten, die bei meinem Wissen über geplante Aktivitäten Bilder von den tatsächlichen Geschehnissen ermöglichten. Ich stellte mir vor, wie Fallschirme im Schutz der Nacht auf Felder und Wiesen glitten und in der Dämmerung Tausende Menschen am Strand aus weiteren Flugzeugen landeten und schon Minuten später Bomber Schneisen in die gegnerischen Linien schlugen, damit das Kriegsgebiet von nachrückenden Truppen und materieller Verstärkung abgeschnitten war.

Flugzeuge und Bomber würden die Straßen und Schienennetze überwachen und alle Streitmächte, sowie jegliches Material, das auf ihnen transportiert wurde, vernichten.

Ich war ausgewählt worden zu erfahren, dass die Invasion im Gange war. Ich war froh, dass kein Anwesender außer Col. Miller und Col. Stark wusste, wie viel ich über die Invasionspläne wusste.

Bald wurde das Radio abgedreht. Gestapo Paris blieb sitzen. Ich dachte, dass er wahrscheinlich gleichermaßen von den Neuigkeiten wie von dem Rausch benommen war. Joe Miller bewegte sich meine Richtung und machte das V-Zeichen. Capt. Barth bewegte sich leise und ruhig und sagte in ernstem Ton: „Das ist der Anfang vom Ende.“ Stark kam herüber und sagte in einer Lautstärke, dass es vermutlich die Elche in den Ställen noch hörten „Jesus, John! Ich frage mich, wie lange sie hierhin brauchen werden.“

Bald gesellte sich Gestapo Oberursel zu uns. Er fragte mich, wie viel ich über die Invasion wisse. Ich erwiderte, dass ich so weit vom Radio weg gesessen habe, dass ich nur wenig mitbekommen habe, ich aber gerne wüsste, was er gehört hatte. Er berichtete aus den BBC-Nachrichten (British Broadcast Corporation) von Landungen aus der Luft und von der See in der Normandie. Ich fragte, was die deutschen Nachrichten vermittelt hatten. Er sagte: „Nichts. Die deutschen Meldungen werden später folgen.“

Schmidt fragte mich, was ich glaubte, was als nächstes passieren würde. Ich antwortete: „Die Bodentruppen werden sich über Frankreich ausbreiten und nach Deutschland, und die Luftmacht wird mit der Zerstörung der deutschen Kriegsindustrie fortfahren.“

Schmidt stimmte mir da nicht zu und meinte, es werde eine Überraschung auf die Amerikaner warten, und sie würden bald einen Vorgeschmack von deutschen Bodentruppen bekommen. Er glaubte, dass die deutschen Armeen die vorrückenden Truppen wieder in den Kanal zurückdrängen würden. Ich fragte, ob er wirklich glaubte, dass die einmarschierenden Truppen überwindbar sein würden. Er sagte, dass er das glaube, und wir hätten zudem noch den deutschen Geheimwaffen ins Gesicht zu sehen. Ich fragte ihn, wie diese Waffen beschaffen seien und bekam gesagt, dass ich abzuwarten hätte, bis ich es sehen würde.

Das Treffen wurde kurz danach abgebrochen, und wir drei Amerikaner wurden an die Hohe Mark zurückgebracht. Das war ein langer und ereignisreicher Tag.

Als ich wieder in meinem Raum war, grübelte ich über das nach, was vorgefallen war. Was war der Zweck des Waldspazierganges gewesen? War es einfach nur zu ihrem und unserem Vergnügen geschehen, wie man uns versichert hatte? Waren die Gegenstände als Zweck für gewissen Gesprächsstoff gedacht, oder waren wir wirklich zufällig darüber gestolpert, wie man uns glauben lassen wollte? Welchen Zweck hatte die ganze Aktion mit den Briefmarken gehabt? Sollte es ein Manöver sein? Hatte die Gestapo das Treffen arrangiert, wie es schien? Falls ja, zu welchem Zweck? Und warum waren dann so viele Militärs anwesend? Es gab nicht unbedingt eine herzliche Beziehung zwischen der militärischen und zivilen Seite des Naziregimes oder zwischen der Gestapo von Oberursel und den Militärs des Befragungszentrums. Vielleicht war das ganze Treffen eine Zweckheirat, wie (aus meiner Sicht) alles, was diese beiden Gruppen Tag für Tag miteinander zu tun hatten.

Ich war verwirrt über die „Geheimwaffen“-Drohung und auch über den Fakt, dass dieser Begriff meist im Plural verwendet wurde. Waren sie reale Waffen oder handelte es sich um bloße Propaganda, die man sowohl nutzte, um die Moral der eigenen Truppen zu stärken, wie auch um die Alliierten zu schrecken? Ich kam zu der Schlussfolgerung, dass es sich um tatsächliche Waffen handelte und es möglicherweise solche Langstreckenraketen waren, wie man sie im ersten Weltkrieg in einem Angriff auf Paris genutzt hatte oder Massenvernichtungswaffen wie Gas oder Chemikalien, die komplette Menschenmassen töten oder außer Gefecht setzen konnten, indem man die Luft nutzte, oder das Trinkwasser verseuchte.

Ich grübelte auch über den Zeitpunkt des Ausfluges nach. Die Invasion war schon seit Stunden im Gange, als wir vom Krankenhaus die Fahrt in das Opel-Anwesen antraten. Hatten die Gastgeber das gewusst? Oder waren sie bei den BBC Nachrichten wirklich so verblüfft wie sie schienen?

Warum befragten sie mich nicht nachdrücklicher über die Invasion? Die Fragen früherer Verhöre waren eindringlicher gewesen als die von Schmidt während des Ausfluges. Waren sie sich nicht darüber bewusst, dass ich Informationen besaß? Oder kümmerte sie das gegen Ende des Krieges nicht mehr sonderlich? Ich hatte definitiv viel zu viele Fragen und viel zu wenige Antworten.

Die Invasion der Alliierten in die Normandie und die folgenden Kämpfe um das Gebiet auszuweiten, waren die Hauptthemen zwischen den gefangenen Patienten und den uns zugewiesenen Deutschen. Wir Kriegsgefangenen waren bezüglich der Nachrichten vollkommen abhängig von den Deutschen und im Gegenzug waren sie natürlich auch abhängig von Meldungen, die nur unter Nazi-Einfluß entstanden waren.

Es war verboten, BBC oder andere ausländische Sender zu hören, außer es handelte sich um offizielle Stellen, deren Pflichten es erforderten, dass sie wussten, was die ausländischen Sender verbreiteten. Einige unserer deutschen Bewacher hörten BBC, sei es nun legal oder illegal. Von Zeit zu Zeit hörte ich, wie die BBC Beschreibungen mit den Berliner Angaben über dieselben Ereignisse verglichen und diskutiert wurden. Dies war aber sehr selten.

Wir bekamen grundsätzlich nur die Informationen, die die Nazis auch ihren eigenen Leuten zugänglich machten. Das Nazi-Propagandaministerium brachte die Nachrichten in höchst optimistischer Art und Weise. Ein Hörer, der es glauben wollte, konnte sich bildlich vorstellen, wie die einmarschierenden Truppen vernichtet oder in den Kanal zurückgetrieben wurden. Die Nachrichten hoben die tapferen deutschen Soldaten hervor, die den Alliierten in jeder Schlacht trotzten; trotzdem wurden diese scheinbar erfolgreichen Schlachten allmählich immer entfernter von der Küste und immer mehr im Landesinneren von Frankreich geführt. Je tiefer die alliierten Truppen vordrangen, um so mehr stieg der Lebensgeist der Gefangenen und um so bedrückter wurden unsere deutschen Bewacher.

Ungefähr Mitte Juni nahmen die Ereignisse eine neue Wendung. Hitler nutzte die erste der „geheimen“ Waffen, die V-1. Die V-1 war eine unbemannte, geflügelte Bombe, die zunächst über den Kanal nach Südengland und später gegen London und seine Umgebung genutzt wurde. Die Nazi-Nachrichtensender priesen die Effektivität von V-1 und versprachen, dass dies die alliierten Leiter zur Vernunft bringen würde und sie an den Konferenztisch bringen würde. Unsere Stimmung sank etwas und die der Deutschen stieg auch etwas - aber nur ein bisschen. Die Männer, die an der Hohen Mark stationiert waren, waren zu weit informiert um zu glauben, dass einige Schläge, die Süd-England oder auch London trafen, es den Deutschen ermöglichen würden, dass sie ihren Sommer genießen könnten.

Kurz nachdem die V-1's das erste Mal eingesetzt worden waren, verschwand Capt. Barth vom der Bildfläche; zumindest kam er nicht mehr zum Nachmittagstee ins Krankenhaus. Einige Tage später erfuhr ich durch Gerüchte der Kriegsgefangenen, dass er von einer Reise aus Frankreich zurückgekehrt sei und nur sehr knapp dem Tod durch eine abgeworfene Bombe entkommen war. Als er wiederkam, sprach er nur sehr wachsam aber trotzdem informativ über das, was er erlebt und erfahren hatte.

Von dem, was er erzählte, schlussfolgerte ich, dass er die Abschussstationen der V-1's nahe der Kanalküste besucht hatte, die V-1's gesehen hatte und ihre Reichweite verfolgen konnte. Sie waren durch Düsen angetrieben, durch einen Kompass stabilisiert und gesteuert und ihr Einschlag wurde durch Motorstop kontrolliert.

Diese Information war uns sehr willkommen, da sie vermittelte, dass V-1's mit einer solchen primitiven Steuerung kaum vernichtend wirken konnten und konkrete Ziele anvisieren konnten. Vermutlich war sie nicht mehr als eine Schreckenswaffe gegen stark bevölkerte Gebiete.

Die ungenügende Stabilisierung und Richtungstechnik an einer V-1 hätte beinahe Capt. Barths Leben beendet. Seinen Erzählungen zufolge war eine V-1 nach hinten losgegangen, und schlug beinahe neben ihn ein und explodierte. (Ich las viele Jahre später, dass etwas Ähnliches beinahe Hitler getötet hatte, als er Frankreich kurz nach Beginn der Invasion der Alliierten besucht hatte.)

Als die Alliierten mehr und mehr Land einnahmen und sicheren Fuß in Frankreich fassten, wurden die Deutschen immer mehr angespannt und besorgt. Meine Treffen mit ihnen wurden häufiger und zielgerichteter; als erstes ging es darum, ob man durch Verhandlungen den Krieg zum Ende bringen könne und zweitens welche vorhersehbaren Einstellungen, Voraussetzungen und Umstände in Deutschland noch dazu führen könnten, wenn Verhandlungen zu nichts führen sollten und Deutschland von den Russen von Osten her besetzt werden sollte und von den westlichen Alliierten von Frankreich und den Benelux-Staaten her. Während dieser Treffen (die normalerweise unter vier Augen stattfanden) und später, wenn ich darüber nachdachte, grübelte ich darüber nach, welche Elemente der jeweiligen Treffen von höheren Instanzen gefordert worden waren und was persönliche Fragen der jeweiligen Befrager waren. Von einigen Ausnahmen abgesehen, waren alle Treffen freundlich. Nur wenige waren so konfrontativ, wie es meine Treffen mit Major Waldschmidt gewesen waren.

Ungeachtet dessen, wie freundlich die Treffen waren oder wie harmlos das angeschnittene Thema zu sein schien, war ich mir immer bewusst, dass die Deutschen die Bluthunde waren und ich das Objekt, nach dem sie lechzten. Ich versuchte, meine Verdächtigungen und Ängste zu verbergen und so zu wirken, als sähe ich meine deutschen Gegenüber als gleichwertig an. Ich hätte es nicht gewagt, Motive in Frage zu stellen oder in irgendeiner Art meine Einstellung preiszugeben. Zudem lehnte ich es ab, über Themen zu sprechen, die ich nicht für angemessen hielt; zum Beispiel äußerte ich mich außer in wirklich allgemeinen Aussagen nicht zum Verhältnis der USA zur UDSSR. Das verneinte ich immer auf eine meiner Meinung nach angemessene Art und Weise.

Im Gegenzug respektierte ich auch das Recht und die Pflicht eines Deutschen, mir Antworten auf Fragen zu geben, die er für unangemessen hielt. Da ich ein Gefangener war, hätte ich mir niemals angemaßt, mich über einen Deutschen zu erheben. Ich kannte meinen Rang und meine Aussichten und auch wenn mein momentaner Status recht unglücklich war und gelegentlich sogar unerträglich niederdrückend, wusste ich, dass das nicht von Dauer sein würde.

Wichtiger noch war, dass meine Aussichten eigentlich ganz gut waren. Ich wusste, dass der Krieg zu Ende sein würde, bevor ich endgültig in Gefangenschaft geraten würde und es nur eine Frage der Zeit war, bis ich in die Vereinigten Staaten zurückkehren konnte und meine Familie wiedersehen würde. Und während meiner Kriegsgefangenschaft geschah nichts, was mich zu anderen Gedanken veranlassen hätte können. Im Gegensatz dazu mussten die Deutschen mit Niederlage und Besatzung durch Militärmächte der Nationen rechnen, die sie unerbittlich und unfair behandelt hatten.

Gestapo Schmidt

Nach dem Ausflug auf das Opel-Anwesen, besuchte mich Gestapo Schmidt aus Oberursel einige Male. Er kam meist unangekündigt und beinahe immer alleine in meinen Raum. Im Gegensatz zu den deutschen Militäroffizieren, lud er mich niemals zu einem Rundspaziergang ein, sondern besprach seine Anliegen in der Klinik.

Er schien, wie viele Menschen, das Reden mehr zu genießen als das Zuhören, und ich ermutigte ihn dazu, da es meine Gefahr für unweise Bemerkungen enorm reduzierte.

Er sprach nicht unglücklich von der Zeit, die er in den Staaten verbracht hatte. Er hatte dort für einige Jahre gelebt, ich glaube in New Jersey. Er verglich das Leben in den Staaten mit dem Leben in Deutschland vor dem Krieg und stellte fest, dass die Sehnsüchte der Amerikaner in ihren Werten, ihrer Kultur, der Qualität ihrer Waren und persönlicher und nationaler Disziplin begründet lagen.

Er schrieb uns herausragenden Reichtum zu, aber auch ungerechtfertigten Stolz. Er erklärte, er könne auf einem Balkon über einer Pariser Bahnstation stehen und einen Amerikaner in der Menschenmenge darunter augenblicklich erkennen. Er versicherte mir: „Obwohl ein amerikanischer Soldat zu seiner Tarnung verkleidet sein mag, würde er erhobenen Hauptes durch den Gard du Nord marschieren und herumschauen, als ob alles ihm gehörte.“ Vom Krieg sprach er zumeist mit Bitterkeit - nicht weil die Nazis an der Macht waren und einen Kriegskurs eingeschlagen hatten, sondern weil die alliierten Luftmächte große Teile Deutschlands zerstörten und die barbarischen Kommunisten an der Ostfront anmarschiert kamen.

Er sprach oft und mit tiefem Gefühl von seiner Familie - soweit ich mich erinnere eine Frau und zwei kleine Söhne. Er schien sehr um ihre Sicherheit besorgt zu sein und auch um ihr künftiges Wohlergehen und war sich nicht sicher, ob er bewirken konnte, dass sie ausreichend versorgt sein würden.

Ich spürte, obwohl er es nie laut aussprach, dass er befürchtete, dass seine Vergangenheit einer genaueren Durchleuchtung nicht standhalten könnte und dass „Gerechtigkeit“ von Seiten der Alliierten oder auch eines nicht-nazideutschen Gerichtes ihm hart zusetzen könnte und dass möglicherweise seine Frau und seine Kindern dadurch auch betroffen sein würden. Er fürchtete ganz offensichtlich die drohende Besatzung Deutschlands durch die Sowjets und hasste die westlichen Alliierten abgrundtief dafür, dass sie anscheinend Verhandlungen über verschiedene Besatzungsgebiete erwägen.

Als die deutschen Armeen es in Frankreich nicht schafften, die Alliierten zurück in den Kanal zu treiben, wurde Gestapo Schmidt besorgter und unglücklicher. Eines Tages, als er in außergewöhnlich niedergedrückter Stimmung zu sein schien, sprach er mit mir über den Gedanken einer gemeinsamen Flucht aus Deutschland nach Schweden unter der Bedingung, dass ich für ihn sprechen würde, sollte er dabei in die Hände der Alliierten fallen. Ich fand es etwas schwierig, das als einen akzeptablen Vorschlag zu betrachten. Andererseits war er ganz offensichtlich ein verzweifelter Mann, der einen Ausweg aus seinen Schwierigkeiten suchte. Ich gab zu Bedenken, dass er zwar so handeln könne aber fügte hinzu, dass ein solches Handeln nicht wirklich möglich sei, wenn er es realistisch anging.

Ich antwortete, dass ich ihm bestätigen könnte, dass er mir zur Flucht verholfen hatte, was ein Pluspunkt für ihn sein könnte, aber dass ich nichts über sein Verhalten vor dem 7. Juni und damit unserem ersten Treffen aussagen konnte, und ich auch keine Autorität darüber hatte, wie eine alliierte Regierung ihm gegenüber treten würde. Er erkannte, dass ich nur ein kleines Rad im Getriebe war, aber immerhin ein williges, wenn das eine Flucht aus Deutschland ermöglichte.

Später fragte Schmidt mich, ob ich die Verantwortung für das Wohlergehen seiner Frau und seiner Kinder übernehmen würde, bis der Krieg vorbei war und man andere Vorkehrungen treffen könnte, falls er mich und sie über die Grenze nach Schweden bringen würde. Das überraschte mich. Ich versuchte Zeit zu gewinnen, indem ich fragte, ob er wirklich die Sorge und das Wohlergehen seiner Familie einem Feind seiner Regierung anvertrauen wollte.

Seine Antwort war vage und gequält, aber ich hörte heraus, dass er schon darüber nachgedacht hatte, den Gedanken aber aus seiner Verzweiflung heraus beibehalten hatte, und obwohl er unangenehm und unsicher war, konnte er keinen besseren Ausweg finden.

Ich fragte, ob es nicht überlegter sei, wenn er seine Familie mit sich aus Deutschland herausnahm und sie dann als Familie zusammen blieben, sei es als Gewinner oder Verlierer? Er erwiderte, das sei unmöglich. Er habe sich vor Jahren den Nazis angeschlossen und es sei

zu spät, da er nicht ungeschehen machen könne, was er getan hatte. Ich war mir nicht sicher, ob er damit ausdrücken würde, dass die Loyalität es ihm nicht erlaubte, Deutschland zu verlassen, oder ob er sagen wollte, dass seine Vergangenheit ihn nicht loslassen würde.

In alledem aber fühlte ich ganz sicher, dass er seine Frau und seine Kinder von den Konsequenzen seiner eigenen Vergangenheit schützen wollte und auch vor dem unglücklichen Schicksal, das Deutschland drohte. Und nun suchte er nach einem möglichst umsetzbaren Weg dafür. Als Antwort auf seinen Vorschlag, dass ich die Verantwortung übernehmen sollte, wenn er sie und mich aus Deutschland herausbekommen sollte, erwiderte ich, dass ich ganz versessen darauf war, nach Hause zu kommen und ich alle Risiken und jeden Preis dafür zahlen würde.

Wenn er seine Familie und mich heil nach Schweden bringen sollte, würde ich versuchen zu erreichen, dass sie Fürsorge durch das Rote Kreuz erhielten oder durch internationale Flüchtlingsorganisationen und wenn nötig auch auf meine Kosten, sofern ich das aufbringen konnte. Ich zeigte ihm auf, dass ich kein weiteres Einkommen außer meinem Armeegehalt hatte, um meine Familie zu ernähren. Trotzdem war ich mir sicher, dass seine Familie in Amerika ganz sicher nicht existentielle Not leiden würde, bevor endgültige Entscheidungen getroffen werden konnten. Ich erklärte ihm aber, dass seine Frau natürlich in der Zuweisung meiner Rolle, die er vorschlug, zustimmen musste und voll und ganz mit mir zusammenarbeiten musste.

Ich fragte, ob er den Vorschlag schon mit ihr besprochen hatte. Seine Antwort war eher ausweichend, so dass ich schlussfolgerte, dass er das nicht hatte. Ich fragte, wann man den Versuch unternehmen sollte. Wieder wich er mir aus. Ich erinnerte ihn, dass ich vermutlich in naher Zukunft in ein dauerhaftes Lager verlegt werden sollte, von dem die Ausführung des Planes einiges schwieriger sein würde. Er sagte „nein, das wäre es nicht“. Er fügte hinzu, dass er mich jederzeit aus jedem Kriegsgefangenenlager herausholen könnte. (Der Gedanke gefiel mir nun wiederum gar nicht.)

Schmidt erwähnte dieses Thema nie wieder und ich wurde kurze Zeit danach aus der Hohen Mark verlegt.

Kliniktour

Nachdem Doktor Ittershagen Mutter Natur gut dabei unterstützt hatte, die meisten Granatsplitter und eingebrannten Fetzen meiner Fliegerkleidung wieder aus meinem Fleisch zu entfernen, wurde das Leben weniger anstrengend und meine Einstellung verbesserte sich. Nach einer morgendlichen Entfernungssitzung sprach er davon, mit welcher Schnelligkeit eine Wunde doch heilte, wenn der Fremdkörper erst entfernt war und machte mir ein Kompliment zu meinem exzellenten Gesundheitszustand..

Er sagte: „Ihr amerikanischen Soldaten habt wirklich Glück. Ihr seid die Kinder gesunder Eltern, ihr hattet Euer Leben lang ausgewogenes Essen, ihr tragt warme Kleidung und lebt in sauberen gut geheizten Häusern. Als Folge davon ist euer Körper sehr widerstandsfähig und kann Verletzungen und darauf folgende Genesung viel schneller bewerkstelligen, als das bei Deutschen oder anderen Europäern der Fall ist. Kommen Sie doch einmal mit mir eine Runde durch die Klinik und ich zeige ihnen, was ich meine.“

Doktor Itterhagen stellte mir als erstes einen jungen Amerikaner vor, dessen Bein vor sechs Wochen über dem Knie abgenommen worden war. Er zeigte den Stumpf, der sauber und vollständig abgeheilt war. Er schlug leicht darauf, um mir zu demonstrieren, dass der Patient auch keine Schmerzen mehr spürte. Er erklärte, dass er dem Patient als Zwischenlösung ein Holzbein anpassen würde, dass ihm bis zu einer Rückkehr nach Amerika gute Dienste leisten würde, wo er dann eine Prothese erhalten konnte, die ihm ermöglichen würde, wie mit einem normalen Bein zu gehen.

Doktor Itterhagen führte mich dann zu einem englischen Flieger, dessen Bein er ebenfalls abgenommen hatte. Das Bein dieses Mannes heilte auch, aber langsamer als das des Amerikaners. Doktor Ittershagen erklärte, dass es 8 oder 9 Wochen dauern werde, bis sich der selbe Grad von Gesundheit einstellen würde, wie bei dem Amerikaner nach bereits 6 Wochen. Der Dritte mit einer Amputation war ein deutscher Soldat in etwa dem gleichen Alter wie die anderen beiden. Doktor Itterhagen wickelte vorsichtig einen Verband vom Bein des Soldaten und enthüllte einen Stumpf, der weit davon entfernt war, geheilt zu sein. Er erklärte, dass er ihn vor vier Monaten operiert hatte und prognostizierte etwa weitere zwei bis drei Monate intensiver Behandlung, um den Grad der Heilung zu erreichen, den der junge Amerikaner bereits genoss.

Doktor Ittershagen wiederholte noch einmal, dass die unterschiedlichen Genesungskräfte der drei Männer in direkter Verbindung mit der Qualität und der Menge der Nahrung standen und auch der Fürsorge, die ihnen in ihrem Leben zuteil geworden war. Dann fügte er mit unverhohlener Bitterkeit hinzu: „Wir Deutschen meiner Generation, wie auch unsere Eltern schon vor uns, haben unsere Ressourcen und menschliche Energie in Kriegsführung gesteckt, statt in Erwirtschaftung von Nahrung, Fürsorge und Schutz nach dem sich unser Volk so sehr sehnt und was sie brauchen. Was für ein Wahnsinn!“ Ich fragte ihn, ob seine und meine Kinder weiser als ihre Eltern sein würden. Er dachte einen Augenblick nach und antwortete mir dann: „Ich bete dafür.“

Blutspende

Einige Tage später erklärte Doktor Ittershagen mir, dass er erfahren hatte, dass ein verwunderter alliierter Luftwaffenangehöriger in Frankfurt dringend eine Bluttransfusion benötigte und er gebeten worden war, einen passenden Spender zu suchen und dass ich die einzig verfügbare Person sei, die den geeigneten Bluttyp hatte und zudem gesund genug war, welches zu spenden. Er fragte, ob ich einer Spende zustimmen würde. Ich stimmte zu und wurde augenblicklich in einem Wagen in ein Frankfurter Krankenhaus in ungefähr einer Dreiviertelstunde Entfernung gebracht.

Bei meiner Ankunft wurde ich für Tests in ein Labor gebracht. Als die Tests zufriedenstellend ausfielen, wurde ich in einen nahegelegenen Raum gebracht, bis zur Taille entkleidet und auf eine schmale Bahre gelegt. Bald wurde der Patient - ein zerbrechlicher und bleicher junger Mann - auf einer Bahre hereingerollt, die meiner sehr ähnelte. Die Verbindungen wurden schnell gelegt und langsam fand die Transfusion statt.

Als die Transfusion beendet war, bedankte sich der Patient (ein australischer Leutnant), während er bereits weggerollt wurde. Ich wurde angewiesen, auf der Pritsche liegen zu bleiben, und später erst eine Weile zu sitzen, bevor ich mich wieder stellen durfte. Als der Arzt, der die Transfusion betreut hatte, merkte, dass ich sicher laufen konnte, erklärte er mir, dass ein Kollege gerade eine Hauttransplantation an einem jungen Amerikaner durchführte, der schwere Verbrennungen im Gesicht erlitten hatte und lud mich ein, der Arbeit zuzusehen. Er fügte hinzu, dass sein Kollege ein anerkannter österreichischer Spezialist war, der über einzigartige Fähigkeiten in kosmetischen Operationen verfügte. Als ich dem zustimmte, wurde ich in einen Kittel gesteckt, bekam eine Maske über das Gesicht gezogen, wie auch der mich begleitende Arzt, und dann betraten wir den Operationssaal.

Der Chirurg und sein Team honorierten unsere Ankunft mit einer kurzen Verbeugung und fuhren mit der Arbeit fort. Der Chirurg entfernte schmale Hautstreifen, vielleicht drei Zentimeter lang und einen Zentimeter breit, vom Gesäß des Patienten und transplantierte ihn in sein Gesicht. Dieser Prozess dauerte bereits Tage, wenn nicht sogar Wochen, da Flicker von offensichtlich abgeheilten und transplantierten Haut in starkem Kontrast zu deutlich erkennbarer verbrannter Haut standen.

Die Fähigkeiten des Chirurgen grenzten an Zauberei. Mir einem schmalen Skalpell entfernte er einen winzigen Hautteil, bewegte ihn mit zwei Pinzetten an den richtigen Ort und nähte ihn mit haargleichen Fäden und einer hauchdünnen Nadel an dem Platz fest. Der mich begleitende Arzt erklärte, dass die Augenlider des Patienten so schlimm verbrannt gewesen waren, dass sie nicht mehr funktionsfähig waren. Um dem Patienten zu ermöglichen, seine Augen wieder zu schließen, hatte der Chirurg ihn vorher beschnitten und ihm Augenlider aus seiner eigenen Vorhaut zurechtgeschnitten. Die Augen des Patienten und die Lider sahen nicht gerade wunderschön aus, aber sie funktionierten. Ich sah diesen jungen Amerikaner nach dem Krieg von Zeit zu Zeit. Er war schlimm zugerichtet, aber alles funktionierte normal und erfolgreich.

Während der Operation jaulten die Sirenen permanent und kündigten nahende alliierte Flugzeuge an. Die Lichter wurden dunkler, flackerten und kehrten dann wieder zu normaler Helligkeit zurück. (Ich vermutete, dass ein Notstromaggregat die Versorgung übernommen hatte.) Es gab ein leises Gespräch in deutscher Sprache zwischen den Ärzten und ich vermutete, dass sie absprachen, ob sie weiterarbeiten sollten. Die Entscheidung lautete fortzufahren. Mein begleitender Arzt wandte sich mir zu, breitete die Hände mit den Handflächen nach oben aus und sagte „Schicksal“. Wir machten weiter wie vorher. Ich dachte mir, wie seltsam wir Menschen uns doch verhielten. Außerhalb des Krankenhauses töteten Amerikaner und Deutsche einander und verwundeten sich. Innen im Krankenhaus unternahmen andere Deutsche mit der Hilfe eines Bürgers des besetzten Österreichs und in Gegenwart eines kriegsgefangenen Amerikaners Versuche, den Schaden wieder gut zu machen, der einem feindlichen Angehörigen der Luftwaffe in genau diesen Gefechten zugefügt worden waren.

Kurz nachdem das Entwarnungssignal erklungen war, wurde mir gesagt, dass meine Fahrgelegenheit zur Hohen Mark nun gekommen sei. Mein begleitender Arzt brachte mich aus dem Operationssaal, ohne dass dort die Arbeit unterbrochen wurde. Ich bat ihn, seinem Kollegen meinen Dank zu übermitteln, dass er sich so um einen amerikanischen Soldaten kümmerte und ihm meine Bewunderung für seine einzigartige berufliche Kompetenz auszurichten. Er versprach mir, dies zu tun. Trotzdem bat ich Doktor Ittershagen um das Gleiche.

Ein oder zwei Tage später berichtete Doktor Ittershagen mir, dass er aus dem Krankenhaus in Frankfurt erfahren habe, dass der junge australische Offizier, dem ich Blut gespendet hatte, sich rasch erholte, aber mit einem auffälligen Akzent sprach, der sehr nach South Carolina klang.

Leutnant Schmidt-Luders

Eines Abends verkündete eine unserer Wachen nach dem Abendessen, dass ein Offizier an der Klinikpforte warte und sich dort mit mir treffen wolle. Im Park am Klinikeingang traf ich dann einen deutschen Leutnant, etwa in meinem Alter oder ein wenig jünger, der sich als Leutnant Schmidt-Luders vorstellte.

Wir schüttelten uns die Hände und er fügte in fließendem Englisch hinzu, dass wir uns zwar noch nicht getroffen hätten, er aber meinen Ruf kenne und mich gerne persönlich kennen lernen wollte, um ein paar Ansichten auszutauschen. Ich fragte ihn dann gerade heraus, welche Informationen er sich denn von mir erhoffte. Die Frage war höflich gestellt, schien ihn aber völlig zu überraschen. Er antwortete eher vage dahingehend, dass er nicht sagen könne, worauf er aus sei, er mich aber einfach kennen lernen wollte und mit mir plaudern.

Ich war mir nicht sicher, ob er wirklich keine speziellen Ziele hatte, weil er keine Anweisungen erhalten hatte oder ob er einfach nicht darüber nachgedacht hatte, welche Bereiche meines Wissens ihm möglicherweise von Nutzen sein konnten, oder ob er

spezifische oder auch nur allgemeine Zwecke verfolgte, die er mir nicht enthüllen wollte. Jedenfalls erklärte ich, dass ich mir unsicher über seine Absichten sei und nicht einschätzen könnte, was sie einschlossen und was nicht und dass ich daher sehr zurückhaltend mit Antworten auf seine Fragen sein würde.

Leutnant Schmidt-Luders sagte, dass er dies verstehe und genauso empfinden würde, wenn unsere Positionen umgekehrt seien. Er fügte hinzu, dass er wünsche, mir beweisen zu können, dass der Besuch persönlicher Natur war und er keine offiziellen Anweisungen dazu erhalten habe, aber unter den gegebenen Umständen sei es vergeblich, dies zu tun. Nachdem wir nun unsere Ausgangsposition dergestalt abgesteckt hatten, führten wir das Gespräch fort.

Leutnant Schmidt-Luders begann, indem er mir berichtete, er sei ein Ökonom, eher ein Praktiker, als ein Akademiker, da er von seiner Universität weg in das Militär eingezogen worden war. Er erklärte, er sei nicht und sei auch nie ein Mitglied der NSDAP gewesen und er sei ein loyaler Deutscher, der hingegeben an sein Land sei. Er diene seiner jetzigen Regierung so gut er konnte, auch wenn er persönlich viele ihrer Ziele genauso wenig schätzte, wie die Methoden sie zu erreichen.

Ich versicherte ihm, dass die Ziele seiner Regierung und ihre Praktiken zu der verfahrenen Situation geführt hatten, in der Deutschland sich nun befand und dass die Bedingungen mit Sicherheit noch schlimmer werden würden, es sei denn, man könne den Krieg zu einem schnellen Ende bringen. Ich sprach von der Zerstörung, die ich beobachtet hatte, seit ich Kriegsgefangener geworden war und erklärte, dass der Umfang von verlorenen deutschen Leben, verlorener Industrie, Wirtschaft und anderer Ressourcen in gleichem Maße steigen würde, wie das Wachstum der Kriegsindustrie in den Staaten und in den verbündeten Kräften des europäischen Schauplatzes steigen würde.

Ich zeigte ihm auf, dass Präsident Roosevelt angekündigt hatte, dass im Jahr 1944 die Rate der Flugzeugproduktion in den USA jährlich 100 000 Stück erreichen würde. Ich denke, dass er dies kaum glauben konnte. Er befragte mich über die gleichzeitige Ausbildung von ausführendem und planendem Personal, und die Unterstützungssysteme wie Kommunikation, Transport, Treibstoff und Schmierstoffe.

Ich versicherte ihm, dass alles nötige Material und Personal zur Genüge produziert werde und in effektiven Einheiten zusammengestellt werde. Ich malte ein faktisches Bild über das Wachstum der alliierten Luftstreitmacht. Ich erinnerte ihn daran, dass die Deutschen Verteidigungslinien immer mehr Effektivität verloren und die deutsche Luftoffensive definitiv niedergeschlagen worden war.

Ich fragte, ob er und seine Altersgenossen, junge Männer und Frauen, von denen die Zukunft Deutschlands abhing, nicht irgendeine Regung spürten, dieser Zerstörung ein Ende zu bereiten und Deutschland vor einer kompletten Zerstörung und Gefangennahme durch die Sowjets und die westlichen Armeen zu retten.

Leutnant Schmidt-Luders erklärte, dass dieser Bereich extrem komplex sei und Verantwortlichkeiten einschloss, die mit seinem Dienstgrad nicht zu vereinen seien. Er war offensichtlich nicht glücklich über das, was er von mir gehört hatte, obwohl ich spürte, dass er kaum überrascht war und vermutlich wusste, dass ich in anderen Befragungen ähnlich Stellung genommen hatte. Er fragte mich, ob ich am folgenden Abend mit ihm eine Weile spazieren gehen wollte, wenn wir mehr Zeit haben würden. Natürlich stimmte ich dem zu. Ich hatte keine Wahl und wollte, wie auch er und die meisten unserer anderen Befragter, unsere Beziehungen auf einer höflichen und respektvollen Ebene halten.

Leutnant Schmidt-Luders erschien am folgenden Abend wie geplant und wir wanderten über die Pfade im Park der Hohen Mark. Die Themen waren unterschiedlichster Natur - bewegten sich oft in Gebiete, von denen ich wenig oder gar keine Ahnung hatte - und Leutnant Schmidt-Luders erledigte das meiste der Gesprächsführung. Zum Beispiel ging es um die Ausbeutung der besetzten Länder durch deutsche Armeen und die Beziehungen zwischen den

Einwohnern und den Besatzern. Er erklärte mir, dass in den Balkanstaaten ein minimaler Aufwand an Streitkräften nötig sei und man die Menschen dort nicht bis zum Anschlag strapazieren könne, da sie sonst verzweifelt werden würden und zurückschlagen. Die Deutschen wollten die Produkte eines Landes und brauchten die Einwohner, um das umzusetzen und das nach Möglichkeit mit geringem Aufwand für die deutschen Militärs. Lohn wurde in deutscher Währung ausgezahlt (bei der natürlich der künftige Wert der DM völlig unsicher war).

Man musste mit Partisanen und anderen Guerillaströmungen klarkommen, aber das sah er nicht als Hauptproblem an. Zusätzlich zu den weit ausgedehnten Gebieten, weit weg von besiedelten Zentren, kontrollierte Deutschland auch die Industriegebiete und die Transportstrecken in die Heimat. Ich fragte ihn, wie die Menschen in den besetzten Gebieten auf die alliierten Bombenangriffe auf die Bodenstationen der Deutschen und andere Militärziele reagierten. Er sagte, dass die deutschen Propagandaministerien die Angriffe als Beleg für die Rücksichtslosigkeit der britischen und amerikanischen Luft-Gangster nutzten und den deutschen Kräften einen Anstrich als Verteidiger verpassten. Ich fragte ihn, ob einigermaßen vernünftige Menschen diese Erklärung akzeptieren könnten. Er antwortete, dass die Leute die Erklärung akzeptieren, ob sie sie glaubten oder nicht - eingekesselte und streng überwachte Menschen hätten keine andere Wahl. Ich sagte, dass ich das sehr gut kenne.

Leutnant Schmidt-Luders erzählte mir von ganz anderem deutschen Verhalten in der Sowjetunion. Er zeigte auf, dass beispielsweise in der Ukraine die deutschen Kräfte von großen Teilen der Bevölkerung als Befreier angesehen wurden. Trotzdem wurden die Ukrainer auf eine Spezialanweisung von Hitler hin nicht als Verbündete und nicht einmal als freundlich gesinnte Bevölkerung angesehen, sondern aus ihren Heimen und Ländereien vertrieben und in Massen getötet.

Er hatte keinerlei Erklärung für Hitlers Handlungsweise und war offen darin, wie Hitler als unweise in seinem Vorgehen gegen die russischen Menschen beurteilte.

Ich fragte ihn, ob die Militärbefehlshaber auf dem Feld nicht auch sowohl die mangelnde Weisheit, als auch die Unmenschlichkeit solchen Verhaltens erkannten. Er sagte, dass sie das taten oder zumindest einige von ihnen. Er erklärte mir, dass viele Misshandlungen der Zivilbevölkerung eher von den SS-Mächten, als von der deutschen Armee ausgingen.

Er fügte hinzu, dass kein Militärkommandeur, gehöre er nun zur SS oder zur normalen Armee, sich je getrauen würde, einem Befehl Hitlers entgegenzutreten. Ob nun offen oder nicht, zeichnete Leutnant Schmidt-Luders ein klares Bild von Militärkräften, deren Kommandeure eng durch Personen kontrolliert wurden, die der Naziführung verpflichtet waren und zeigte auch das Misstrauen und die Verdächtigungen zwischen und entgegen den Zivil- und Militärvermittlungen.

Als wir uns später schon vertrauter waren, erklärte Leutnant Schmidt-Luders, dass er sich in meiner Begleitung sicherer fühlte, bei einem vertrauten Feind, als er das in der Gesellschaft seiner Altersgenossen tat, deren Loyalitäten oder Respekt für persönliche Ansichten man nicht einschätzen konnte. Solche Aussagen wurden natürlich weit weg von anderen Personen oder möglichen Abhörinstanzen gemacht.

Als sich die Möglichkeit ergab, fragte ich ihn erneut, ob er und Menschen ähnlicher Einstellung nicht motiviert seien, alles zu tun, was in ihrer Macht stand, um den Kurs zu ändern, damit ihnen dann ganz Deutschland folgte, anstatt Kriege in der Luft und am Boden zu führen, die mit Verlust enden mussten. Er sagte, dass solche Aktionen oder das alleinige Vorschlagen solcher Aktionen in der gegebenen Umwelt sehr gefährlich sein konnte.

Ich fragte ihn, ob sich die deutschen Entscheidungsführer darüber bewusst waren, wie nutzlos ihre Verteidigung war. Er sagte, er bezweifle dies. Ich fragte ihn, wie eine vernünftige Person die sichere Niederlage übersehen konnte, wenn man doch den weitreichenden Beweis der Zerstörung durch die alliierten Luftkräfte und das Fortschreiten der russischen und westlichen alliierten Armeen an allen Fronten sehen konnte. Dazu kam das Wachstum der alliierten

Streitmächte, das ich ihm und anderen Befragern vor ihm beschrieben hatte. Seine Antwort machte deutlich, dass er nicht gerade hohe Erwartungen an rationale Entscheidungen der Naziführung setzte. Leutnant Schmidt-Luders war ein sehr unglücklicher Mann.

Mitten am Nachmittag des darauffolgenden Sonntages erschien Leutnant Schmidt-Luders an der Hohen Mark und ließ mir ausrichten, dass er mich im Park treffen wollte. Als wir uns trafen, kündigte er an, einen Waldspaziergang machen zu wollen und lud mich ein, ihn zu begleiten. In der Annahme, dass ich zustimmen würde, hatte er bereits abgesprochen, dass ich die Klinik in seiner Begleitung verlassen durfte. Als ich sagte, dass ich das gerne annehmen würde, sagte er, dass er bereits einen Freund eingeladen hatte, der auch von mir gehört hätte und mich treffen wollte und da der Freund eine junge Dame war und da er verantwortlich für ihre Sicherheit wie auch für meine sei, hoffte er, dass ich ihm das Versprechen geben würde, keinen Versuch zur Flucht oder sonstigem Ärger zu unternehmen. Ich stimmte dem zu, unter der Bedingung, dass er diesen Spaziergang nicht als Gelegenheit nutzen würde, mich bloßzustellen oder mir Informationen zu entlocken, die ich nicht preisgeben wollte.

Leutnant Schmidt-Luders war offensichtlich geschockt, dass ich seine Motive und Zwecke so offensichtlich hinterfragte, aber er willigte sofort ein, dass er keine Informationen von mir fordern würde. Er fügte trotzdem hinzu, dass er nicht für die junge Frau garantieren könnte, da sie einen eigenen Verstand habe und ich mit ihr für mich selbst verantwortlich sei, wie auch er selbst. Ich fragte ihn, ob das Mädchen Angehörige einer militärischen Einrichtung oder irgendeiner Regierungsinstitution sei. Er sagte, dass sie das nicht sei, dass sie, wie alle ihre Altersgenossinnen, gemeinnützige Arbeit auf Regierungsanweisung leistete, aber dass unser Treffen einfach nur sozial sei. Ich dachte, dass er entwaffnend offen war und zwar ehrlich ohne jedes andere Motiv.

Einige Meter weiter im Wald und außer Sichtweite der Pforte, stieß eine schlanke, sportliche, hübsche junge Frau zu uns, die schlicht mit einem Sommerkleid bekleidet war. Ich schätze sie auf ungefähr 25 Jahre. Leutnant Schmidt-Luders stellte uns vor, und sie antwortete so charmant und graziös, wie es nur eine gut erzogene Dame kann.

Wir hätten auf einem förmlichen Empfang sein können. Ich war bezaubert durch ihre Bewegungen, ihre Haltung, ihre Aufmerksamkeit, dem Funkeln in ihren Augen und ihrer Weiblichkeit. Ich war mir nur am Rande bewusst, dass sie mir ein Kompliment machte und mich anscheinend mit ihrer eigenen Einschätzung maß. Ich wusste, dass ich kein zimperliches Frauenzimmer getroffen hatte, deren Trachten nach Aufmerksamkeit und Wertschätzung alleine auf ihren körperlichen Vorzügen liegen würde. Sie war offensichtlich eine intelligente, emotional starke und wunderschöne junge Frau - eine, mit der man sich messen konnte.

Leutnant Schmidt-Luders betrachtete sie intensiv und bewundernd. Während der ersten paar Minuten unseres Kennenlernens begann ich Leutnant Schmidt-Luders Erklärung zu verstehen, dass ich mit ihr auf mich selbst gestellt sein würde.

Wir verließen die Wege und wanderten durch den Wald, an schmalen Bachbetten entlang und gingen und sprachen dabei nur leise, immer aufmerksam für einen Blick auf Leben in der Natur - wir sahen Rehe, Vögel, wilde Blumen und blühende Büsche und Bäume. Die Deutschen haben wesentlich mehr Stolz und Liebe zu ihren Wäldern und das Leben, das sich dort findet, als alle anderen Leute, die ich kennen gelernt habe und meines Erachtens werden sie dafür reich belohnt.

An diesem Sonntagnachmittag waren die Wälder durch helles Sonnenlicht durchflutet, das durch die Baumkronen gestreut wurde und sich in vielen Farben auf dem Waldboden brach, und man sah einen klaren, blauen Himmel mit einigen weißen Schäfchenwolken hier und da. Die ständig wechselnden Eindrücke und meine interessierten und angenehmen Begleiter brachten meinen Geist zu neuen Höhen.

Ich wurde mir dessen im tiefen Wald sehr bewusst und gleichzeitig spürte ich, dass meine Familie Nachricht darüber erhalten hatte, dass ich lebte und nicht ernstlich verletzt war. Ob

diese Gewissheit aus Telepathie oder Selbstbeeinflussung resultierte, werde ich nie wissen, aber es schien real und diente seinem Zweck.

Die junge Frau bat mich, ich möge sie Charlotte nennen. Sie überschüttete mich mit Fragen über das Leben in den Staaten, vor allem über das Leben der Frauen - ihre erzieherischen Freiheiten, ihre Stellung im Heim, an der Arbeit, in der Gesellschaft und ihre Freiheiten, ihre Karriere zu planen und Single zu bleiben oder als verheiratete Frau zu leben.

Wie die französische Krankenschwester im Wiener Neustadt Krankenhaus, war sie interessiert an dem Kleiderstil der Frauen, ihren Reismöglichkeiten und den Künsten, der Musik und dem Theater. Sie schien Schwierigkeiten zu haben, sich den unterschiedlichen Lebensstil in den USA vorstellen zu können, die Weite und Größe des Landes, die Unterschiede im Klima und der geographischen Gegebenheiten. Sie saugte förmlich alles auf, was ich sagte und war hochgradig fasziniert davon. Leutnant Schmidt-Luders beobachtete sie den ganzen Nachmittag über voller Achtung und blieb mehr oder weniger ruhig und ließ sie die Themen und den Gang unseres Gespräches bestimmen.

Als der Nachmittag fortschritt, sagte Leutnant Schmidt-Luders, er würde mich gerne zum Essen einladen, habe aber kein Essen zum Anbieten, wenngleich er eine Flasche Wein habe, die er gerne in seiner Wohnung mit uns teilen wolle, bevor Charlotte einen Zug zurück an ihre Arbeit nehmen müsse. Seine Wohnung war sehr schlicht eingerichtet, bestand aus einem kleinen Schlafzimmer und einem gleichermaßen kleinen Wohnzimmer mit einigen Stühlen und einem Tisch. Es war nicht gestrichen, wenig beleuchtet und gänzlich karg. Ich konnte einige Bücher erkennen, nahm aber an, dass das Licht zum Lesen tags wie nachts ungeeignet war.

Als Charlotte sich einen Moment entschuldigte, dankte ich ihm, dass ich sie treffen durfte und drückte meine Bewunderung für ihre Schönheit, Anmut und ihren intellektuellen Horizont aus. Leutnant Schmidt-Luders war ganz offensichtlich angetan und erzählte mir dann, dass sie seine Verlobte war. Ich fragte ihn, ob ich mit ihr über ihre Verlobung reden durfte. Er erlaubte es mir. Als ich meine Gratulation für beide zum Ausdruck brachte, schien sie auch erfreut zu sein, aber das schien sie etwas weniger zu sein, als sie vorbrachte, dass sie das Ende des Krieges für ihre Hochzeit sicherlich herbeisehnten.

Während Leutnant Schmidt-Luders den Wein brachte und ihn servierte, bat ich Charlotte, mir etwas über sie selbst zu erzählen. Das stellte sich als entscheidender Fehler heraus. Sie schien die Schönheit de Waldes und des ganzen Nachmittags zu vergessen und komplett in die unglückliche Realität ihrer Zeit zurückzukehren. Ich nahm aus dem, was ich hörte, an, dass sie die NSDAP nie freudig begrüßt hatte und auch nicht ihre Programme und Methoden. Und ihr Mangel an Begeisterung dafür war wohl nicht unbemerkt geblieben. Sie fühlte sich behandelt, wie die Zwangsarbeiter, die aus besetzten Gebieten nach Deutschland gebracht wurden. Sie sah das Naziregiment als dumme Diktatoren an, als Kriminelle niedrigster Art und Feinde aller Menschen.

Sie sah das deutsche Volk genauso als Opfer der Nazis, wie auch die Polen, die Österreicher, die Russen und andere besetzte Völker. Sie war ärgerlich auf die Deutschen, die Hitler und seine Männer an die Macht kommen ließen und ihnen die Kontrolle überließen, auch wenn Deutschland um sie herum in Schutt und Asche versank.

Sie war sichtlich verstimmt. Als ihr Ärger stieg, wurde ihre Stimme lauter und spitzer. Leutnant Schmidt-Luders versuchte einzugreifen und sie zu beruhigen. Ich hielt es für ein großes Glück, dass wir die einzig Anwesenden im Gebäude waren. Sie beruhigte sich schnell selbst, aber verurteilte in ihrer Ruhe dann die NSDAP-Mitglieder und ihre Unterstützer schärfer und in deutlicherer Sprache, als sie es in ihrer Wut getan hatte.

Wir tranken ein wenig von dem Wein. Er schien ihre ärgerliche Stimmung zu besänftigen und einiges ihrer natürlichen Freundlichkeit wieder zum Vorschein zu bringen. Bald endete dann der Ausflug und Leutnant Schmidt-Luders begleitete mich zurück zur Hohen Mark.

1965 diente ich im U. S. European Command und lebte in einem Vorort von Paris. Dort erfuhr ich von Leutnant Schmidt-Luders, dass er in Paris sei und dort für den OECD (Office of Economic Development) arbeitete. Ich lud ihn zum Mittagessen ein, und er nahm augenblicklich an. Wir hatten ein angenehmes Treffen, bei dem wir aktuelle Themen diskutierten, die sich im Wesentlichen auf die ökonomischen Bereiche bezogen, für die er sich interessierte und für die er auch teilweise verantwortlich war.

Als unser Treffen endete, fragte ich ihn, was aus der bezaubernden jungen Frau geworden sei, die er mir im Juni 1944 vorgestellt hatte. Er antwortete mir: „Ich habe sie geheiratet. Wir haben zwei wundervolle Töchter.“ Ich sagte, ich würde jede Gelegenheit willkommen heißen, sie noch einmal zu treffen und fragte, ob es eine solche Möglichkeit gäbe. Es gab sie.

Sie kam einige Wochen später nach Paris und die beiden besuchten mich zum Abendessen in meinem Haus in Garches. Wir diskutierten auch dann eher die aktuellen Dinge als die unglücklichen Zeiten, in denen wir uns zuerst getroffen hatten.

In den späten 70ern erhielt ich einen Brief von Charlotte, der mich darüber informierte, dass ihr Mann gestorben war und ihre Töchter geheiratet hatten und in Kalifornien lebten, dass sie auch in die Staaten käme und dort ein neues Zuhause suchen wollte. Wir blieben noch einige Jahre in Kontakt, meist an Weihnachten, und beschenkten uns mit Büchern.

Der Kontakt endete dann Mitte bis Ende der 70er Jahre. Meine letzten Briefe kehrten unzustellbar zurück. Ich habe immer an diese beiden interessanten Menschen denken müssen, deren Wege meine eigenen zu zwei Gelegenheiten kreuzten.

Adolph Dufuhrer

Es war Adolph Dufuhrer, der von Col. Joseph Miller dazu gebracht worden war, mich an der Hohen Mark mit einem Duett der West Point „Alma Mater“ zu begrüßen. Adolph, der sowohl von den Amerikanern, wie auch von den Deutschen so gerufen wurde, diente als Pfleger und Wache. Er war vor allem von den Patienten mit Brandverletzungen beliebt, mit denen er besonders freundlich und fürsorglich umging. Adolph war völlig unbestimmbaren Alters, war Bäcker von Beruf, im Dritten Reich eingezogen wurden und als Militär nur durch die Uniform, die er trug, erkennbar. Er war von Natur aus einfach, freundlich, höflich, großzügig und leidenschaftlich hingeeben an seine Frau und seinen Sohn.

Kriege und andere Konflikte zwischen Nationen waren jenseits seines Horizontes und Interesses. Er hatte eine kleine Welt, die zunächst seine Familie umfasste und danach seine Arbeit und seine Freunde in seinem kleinen Dorf und danach die Klinik mit Patienten einerseits und Personal und Leitung auf der anderen Seite.

Ich erkannte, dass sich Adolph mehr mit den Patienten, als mit dem Personal identifizierte, nicht weil er auch nur im leisesten unloyal den Deutschen gegenüber gewesen wäre, sondern weil die Patienten ihn brauchten und schätzten, während alle anderen aus dem Personal sich über ihn zu stellen schienen und immer Anweisungen gaben, die auf seine Fehler hinauslaufen zu schienen.

Er wandte sich oft zu den gefangenen Patienten, um seine Sorgen und Freuden mitzuteilen. Col. Joe Miller war jemand, dem er sich sehr verbunden fühlte. Er besuchte Joe oft und freudig und Adolph sprach Deutsch und Joe Englisch, aber beide verstanden sich prächtig. Ich befand mich eines Tages bei Joe, als Adolph hereinrauschte und Joe erzählte, dass er drei Tage frei bekommen hatte und sie mit seiner Familie verbringen würde. Seine Freude und sein Strahlen waren ansteckend. Wir wünschten ihm eine gute Reise, ein liebevolles Willkommen, gutes Essen und eine sichere Wiederkehr. Er brach glücklich auf.

Als Adolph nicht dann zurück war, als Joe ihn erwartet hatte, machte sich Joe Gedanken darüber, dass er möglicherweise als abwesend ohne Erklärung bewertet werden würde. Adolphs Stand bei seinem Chef war sowieso nicht gut genug, um viele Belastungen

auszuhalten. Adolph kehrte aber pünktlich zurück und Joe musste zugeben, dass für einen gefangenen Patienten die Zeit unter Umständen so langsam verging, dass zwei Tage wie mindestens drei erschienen. Joe war nicht nur glücklich zu sehen, dass Adolph keinen Ärger bekommen würde, sondern er war begeistert, wenn er über all die Neuigkeiten hörte, die er Zuhause erlebt hatte und auch als er die süßen Kirschen sah, die Adolph ihm und auch für die anderen Patienten mitgebracht hatte.

Einen Monat später traf die Tragödie Adolph. Er kam in meinen Raum und weinte unkontrolliert. Joe Miller war in ein Kriegsgefangenenlager nach außerhalb verlegt worden und für Adolph war ich sein Ersatz geworden. Adolph hatte gerade erfahren, dass sein ältester Sohn, der bald seinen 15. Geburtstag feiern würde, eingezogen worden war. Er hatte große Angst vor den wahrscheinlichen Verletzungen oder dem Tod, der seinen Sohn treffen könnte und war ärgerlich, dass die Nazis versuchten, aus solch jungen Leuten Soldaten zu machen. Er fühlte sich auch vollkommen hilflos und war noch trauriger durch seine Hilflosigkeit.

Ich versuchte ihn zu trösten, wusste aber, dass meine Versuche nicht helfen konnten. Zumindest wusste er, dass ich helfen wollte, und das war ihm wertvoll. Er blieb eine Weile und riss sich selbst zusammen, und ich denke, dass er mich etwas weniger verzweifelt verließ, als er zu mir gekommen war.

Ich sprach mit Capt. Barth über Adolphins Trauer. Er war sich dessen bewusst und litt mit, war aber machtlos und konnte nichts dagegen tun. Er sagte mir, dass er und seine Frau Gott dankten, dass ihr eigener Sohn noch zu jung war, um eingezogen zu werden.

Ich verließ die Hohe Mark kurz danach und hörte dann nie wieder ein Wort von Adolph. Ich habe oft an ihn gedacht und sehe ihn als einen der wahrhaft guten Menschen an, die ich in Deutschland getroffen habe und hoffte, dass er und seine Familie den Krieg mit seinen Nachwehen überlebten.

Adolphins Erfahrungen oder andere, von denen ich weiß, unterstützen meine Meinung, dass Krieg und andere Katastrophen, die durch Menschenhand entstehen, dem einfachen Volk mehr Schaden zufügen, als anderen; denn die einfachen Menschen haben weniger Ressourcen mit denen sie Ereignisse und Umstände rationalisieren können oder anderweitig ihre Empfindsamkeit schützen können.

Die russischen Mädchen

Eines Tages lief ich alleine auf einem Weg im Park der Klinik und traf zwei junge Frauen, die auch frische Luft schnappten. Eine war ein wunderschönes, schlankes Mädchen, die ich auf 13 bis 15 Jahre schätzte. Die andere war ein eher stämmiges Mädchen, das ich auf 18 oder 19 schätzte.

Bevor wir uns trafen, hatte ich die jungen Frauen bereits aus der Entfernung gesehen und bemerkt, dass die Ältere ruhig und geradeaus lief, die jüngere gelegentlich leichtfüßig den Weg entlang sprang und ihre Arme wie eine Tänzerin auf der Bühne ausstreckte. Als sie aber bemerkte, dass ich sie beobachtete, ging sie genauso ruhig weiter, wie ihre Begleiterin.

Beide Mädchen trugen dunkle Röcke und weiße Oberteile, die den braven Blusen, die die Mädchen in meinen frühen Schuljahren trugen, nicht unähnlich waren. Ihre Haare waren sorgfältig gekämmt und ihre Kleidung war ordentlich und offensichtlich sauber. Als wir uns näherten, sprach ich sie an und sie antworteten mit Lächeln, unverständlichen Worten und einem Gruß mit gehobener Faust.

Als ich zur Klinik zurückkehrte, fragte ich Stanley (einen der englischen Vertrauensmänner), wer die Mädchen waren. Er erzählte mir folgende Geschichte: nachdem er sich genügend von seinen Verletzungen erholt hatte, um zu arbeiten und sich an der Hohen Mark zu bewegen, hatten seine Pflichten auch beinhaltet, dass er die Oberschwester an die Bahnstation begleitete, um mitzuhelfen, wenn verwundete alliierte Gefangene in die Klinik gebracht

werden sollten. Solche Besuche fanden tagsüber wie auch nachts statt. Er mochte die nächtlichen Ausflüge am liebsten, weil die es ihm ermöglichten, eine Handvoll Kies in die Briefschlitze der am Bahnhof geparkten Autos zu schütten.

In einer bitterkalten Winternacht hatte ein Frachtzug mit Viehwaggons dort gehalten, wo er und die Oberschwester standen und auf den Zug mit den alliierten Kriegsgefangenen warteten. Sie bemerkten, dass die Waggons mit Menschen überfüllt waren. Zwischen den Spalten, die nur wenige Zentimeter über dem Boden waren, starrten zwei große schwarze Augen zu ihnen heraus. Die Augen waren die eines kleinen Kindes. Auf ihr Drängen wurde der Schwester gesagt, dass der Zug mit Russen geladen sei, die nach Deutschland gebracht wurden, um dort als Arbeiter zu dienen. Die Schwester war sehr aufgebracht. Sie forderte, dass den Russen mehr menschliche Behandlung zuteil werden sollte und dass die Kranken oder Verletzten ihr in ihre Klinik übergeben werden sollten oder auch in eine andere.

Die Bahnbediensteten verweigerten dies mit der Begründung, dass sie keine Entscheidungsbefugnis darüber hätten, jemanden herauszugeben. Die Schwester war aber unbeirrt. Sie fuhr fort, die Bahnbediensteten anzugreifen, auch das Streckenpersonal am Bahnhof und auch das Sicherheitspersonal, das wegen des lauten Streits dazu eilte. Stanley sagte, je mehr neuem Widerstand sich die Schwester entgensah, um so mehr steigerte sich ihre Wut und ihre Stimme wurde spitzer und lauter.

Als schließlich alle anwesenden Männer beschlossen, dass die wütende Schwester eine aktuellere und gefährlichere Bedrohung darstellte, als ihre weit entfernten Nazibosse, willigten sie ein und übergaben ihr das kleine Kind, das durch die offene Seite des Waggons geschaut hatte. Als das Kind aus dem Waggon geholt wurde und den Insassen klar wurde, dass sie mitgenommen werden sollte, wurde ein Heulen aus dem überfüllten Waggon hörbar.

Ein älteres großes Mädchen erschien und schrie wie eine wild gewordene Frau und das kleine Mädchen fiel ein und streckte beide Arme nach der größeren aus. Als die beiden beruhigt worden waren, erfuhren sie, dass die Ältere die selbsternannte Beschützerin der Kleinen war, die beiden unzertrennlich waren und sie gemeinsam leben oder sterben würden. Die Schwester sagte, sie würde beide mitnehmen und die Männer wagten nicht, ihr zu widersprechen.

Das große wie das kleine Mädchen waren beinahe nackt - beide trugen Lumpen, die Sackfetzen ähnelten. Die Temperatur war unter Null Grad. Stanley wickelte das große Mädchen in seinen Mantel. Die Schwester steckte das Kind in ihren Umhang und Stanley trug es dann auf den Armen. So gingen sie fort und erreichten die Hohe Mark lange bevor irgendeine höhere Dienststelle Einwand erheben konnte.

Stanley sagte, dass er später erfuhr, dass die beiden Mädchen, wie noch Hunderte andere, Zuflucht auf dem zugefrorenen Fluss Neva gesucht hatten, als Stalingrad von den angreifenden deutschen Armeen in Schutt und Asche gelegt wurde. Die Deutschen kreisten diese Menschen wie Vieh ein und verfrachteten sie dann auf Züge, um sie nach Deutschland zur Zwangsarbeit zu bringen. Als das ältere Mädchen das jüngere auf dem Eis fand, waren beide bereits getrennt von Familie und Freunden. Die Ältere nahm die Jüngere unter ihre Fittiche und die beiden waren zusammen geblieben. Stanley wusste nicht, wie sie auf dem gefrorenen Fluss überlebt hatten, aber er vermutete, dass sie Decken oder andere Bekleidung besessen hatten und die zusammengedrängten Körper in den Waggons vielleicht während der Fahrt nach Deutschland genug Wärme geboten hatten.

Die Schwestern an der Hohen Mark behielten die Mädchen, schützten sie vor allem Schaden, behandelten sie wie ihre eigenen Töchter, beschafften ihnen gute Nahrung, Kleidung und andere Lebensnotwendigkeiten, wie sie nur irgend in dem heruntergewirtschafteten Deutschland zu bekommen waren. Sie lehrten die Mädchen Hauswirtschaft wie auch akademische Fächer und Musik. Die Mädchen gewöhnten sich sehr gut an ihr klosterähnliches Leben.

Stanley sagte, dass er kaum mit den Mädchen geredet hätte, da sie gleichermaßen von dem alliierten und deutschen Militärpersonal ferngehalten wurden, aber er freute sich jedes Mal, wenn er die beiden sah. Sie - und vor allem die jüngere - verkörperten Jugend und unberührten Geist, und das stand in so deutlichem Gegensatz zu den verwundeten alliierten gefangenen Patienten und den niedergedrückten Deutschen, die als unsere Bewacher fungierten.

Die Ältere vereinigte selbst auferlegte Verantwortung und Kindlichkeit in einer Person. Ich erinnere mich daran sehr gut, und auch ich freute mich jedes Mal, wenn ich einen Blick auf die beiden werfen konnte, meist aus der Entfernung, bis auf diese eine erste Begegnung. Ich habe oft an diese jungen Mädchen gedacht und die mutige Schwester, die sie gerettet hatte. Ich habe darum gebetet, dass das Leben ihnen in den Nachkriegsjahren freundlich gesinnt sein möge. Ich habe bei einigen Deutschen nachgefragt, konnte aber nichts über ihren Verbleib erfahren.

Besucher aus Berlin

Nach dem Ausflug am siebten Juni auf das Opel-Anwesen, bat mich Capt. Barth öfters zu einem Spaziergang mit ihm. Wir sprachen über verschiedenste Themen, aber der Wunsch nach einem Waffenstillstand bevor Deutschland von den Armeen der Sowjets und der westlichen Alliierten überrannt werden würde, wurde bei jedem Treffen von neuem aufgerollt und wurde immer eine gute Strecke von anderen Menschen und möglichen Abhörgeräten erwähnt.

Ich grübelte darüber nach, ob diese Gespräche von höheren Einrichtungen der Nazis initiiert waren, vielleicht auch von militärischen oder anderen Oppositionsgruppen des Regimes oder ob sie im Wesentlichen den Sorgen und Interessen von Capt. Barth entsprangen.

Ich folgerte, dass die Anweisungen von externen Mächten stammten, da die Fragen sich auf viele verschiedene Annäherungen bezogen wie auch Verhandlungen, die gut durchdacht und bemüht erschienen und auf der selben Basis immer und immer wieder durchgearbeitet wurden. Es war klar, dass irgend eine unbekannte Gruppe in Deutschland nach Informationen suchte, die nützlich sein konnten, wenn man Gespräche mit den führenden Alliierten aufnehmen wollte.

Ich schloss, dass die Fragen nicht von Personen stammten, die sich der Naziregierung gegenüber loyal verhielten, da die momentane deutsche Regierung diverse diplomatische Kanäle hatte, durch die sie verschiedenste Gespräche mit alliierten Regierungen in Gang setzen könnten, wenn sie nur wollten.

Ich überlegte daher, war mir aber nicht sicher, dass Capt. Barth Anweisungen von Personen erhielt, die eine nicht-nazideutsche Regierung befürworteten, die Gespräche mit der Führung der westlichen Alliierten anstreben würde, und die vermutlich ältere Mitglieder der Weimarer Republik waren, die sich selbst als loyale deutsche Bürger ansahen, die einem schwierigen und gefährlichen Weg im Interesse ihres Heimatlandes folgten. Ich sah Capt. Barth als eine solche Person an und schätzte, dass er als Botschafter diente oder sogar Mitglied einer solchen Gruppe war, entweder mit oder ohne Wissen seiner unmittelbaren Vorgesetzten in Oberursel.

Ich behielt diese Gedanken und Schlussfolgerungen strikt für mich und bot Capt. Barth keinerlei Vertraulichkeiten an, noch forderte ich sie von ihm, aber ich akzeptierte seine Fragen und Kommentare als wertvoll und wegweisend und antwortete so sorgfältig, wie ich nur konnte. Ich spürte, dass er, wie auch ich selbst, genug zu schützen hatte, als dass er noch meine Lasten zusätzlich zu seinen eigenen hätte tragen können.

Ein Aspekt unserer Gespräche irritierte mich und das war das Angebot, dass man mich als Boten für vermittelnde Gespräche zwischen dem alliierten Militär oder der politischen

Leitung nutzen wollte und ich dadurch meine Freiheit erhalten könnte. In unseren Gesprächen hatte Cap. Barth erwähnt, dass es logisch sei, mich dafür anzustellen, da ich Kontakte in die Staaten und zu den versammelten Stabschefs hatte.

Einmal fragte er mich direkt, ob ich diese Rolle einnehmen wolle. Da er vollkommen ehrlich schien und mir klar war, dass es logisch war, mir eine solche Rolle zukommen zu lassen, war ich mir sicher, dass das Thema einer früheren Waffenruhe kein Köder sein sollte, um mich zum Reden zu ermutigen und umfassende Antworten auf bestimmte Fragen zu bekommen. Ich versuchte trotzdem, meine Begeisterung zu verbergen und war besonders vorsichtig im Bezug auf Informationen und Ideen, die ich vermittelte.

Ich versuchte meine Antworten daran zu messen, dass sie selbst vor Kritikern von alliierter Seite her standhalten konnten. Ich versuchte auch, auf eine Art und Weise zu antworten, die nicht durch Nazis ausgewertet werden konnte. Ich war mir immer bewusst, dass ich die Interessen und Loyalitäten von Capt. Barth nicht wirklich vollständig kannte, genauso wenig wie die jedes Deutschen, mit dem ich sprach.

Obwohl ich eigentlich der Feind sowohl der Nazi- wie auch der nicht-Nazi-Deutschen war, hatte ich keinerlei Bedürfnis danach, irgend eine Feindschaft künstlich aufrecht zu erhalten, die sowohl Capt. Barth als auch anderen ehrenhaften Deutschen immensen Schaden seitens der Gestapo zufügen würde.

Trotz Vorsicht und Zurückhaltung übermittelte ich dieselbe Botschaft, die ich dem ersten Deutschen, nämlich Major Waldschmidt, übermittelt hatte, der mich befragte hatte: die Niederlage Deutschlands war unumgänglich. Die alliierten Luftmächte würden fortfahren, die deutsche Industrie und Kriegswirtschaft zu zerstören. Die deutsche Luftabwehr war dem in keiner Weise gewachsen und verlor mehr und mehr an Boden unter den Füßen. Die alliierten Truppen drangen vom Westen vor und die deutschen Soldaten starben in immer größerer Anzahl. Weiterer Widerstand war sinnlos und dumm.

Jede durchführbare Maßnahme um die Zerstörung Deutschlands und den unsinnigen Verlust wertvollen Lebens auf beiden Seiten zu beenden, sollte ergriffen werden. Ich ergriff eine solche Maßnahme, wenn auch nur eine winzige, indem ich versuchte, alle Deutschen, die mir zuhörten, in ihrem eigenen Interesse davon zu überzeugen, dass Deutschland einen Schritt zum Ende des Krieges unternehmen sollte. Es war nicht länger nötig, mit Capt. Barth darüber zu reden, dass die alliierten Mächte nicht mit der Naziregierung verhandeln würden; zumindest war mein beständig vermittelter Standpunkt der, dass sie das nicht tun würden und ich glaube, dass er dies als gegebene Tatsache hinnahm.

Ungefähr zwei Wochen nach dem Ausflug auf das Opel-Anwesen, bat mich Capt. Barth zu einem Rundgang über das Klinikgelände. Als wir vielleicht einen halben Kilometer gelaufen waren, schlug er vor, dass wir uns in die Sonne auf einen grasbewachsenen Fleck abseits vom Weg setzen sollten. Wir waren zwar in Sicht-, nicht aber in Hörweite von Passanten. Als wir uns gesetzt hatten, erklärte er, dass die Offiziere des O.K.W. (Oberkommando der Wehrmacht) bald nach Oberursel kommen würden, um mich zu befragen. Ich fragte nach dem Zweck. Er vermutete, dass das Oberkommando daran interessiert war, in Verhandlungen mit den westlichen Alliierten zu treten und offensichtlich annahm, dass meine Kontakte mit den Stabschefs mir einen gewissen Überblick über deren mögliche Reaktionen auf solche Annäherungen verschafft hätten. Ich fragte, ob die Besucher die Naziregierung Deutschlands oder nur den militärischen Flügel repräsentierten. Capt. Barth sagte, dass er dies nicht wisse, aber dass er glaube, die Besucher würden Militäroffiziere sein.

Auf weitere Fragen hin sagte er aber, dass er es für wahrscheinlich hielte, dass einige Mitglieder des Befragungszentrums zumindest für einen Teil des Besuches dabei sein würden und vermutlich auch einige Gestapomitglieder anwesend sein könnten, da sie überall waren - das Befragungszentrum eingeschlossen.

Ich fragte, ob die Gestapo in Oberursel dafür da sei, die Gefangenen zu überprüfen oder das deutsche Militärpersonal, das das Befragungszentrum leitete. Seine Antwort lautete: „Beides.“

Ich fragte, ob einige Besucher möglicherweise auch militärische Elemente repräsentierten, von denen man munkelte, sie planten eine Machtübernahme vom Naziregime. Capt. Barth umschrieb seine Antwort mit deutlicher Vorsicht. Man konnte daraus wenn überhaupt ein „möglicherweise“ entnehmen. Trotzdem gewann ich aufgrund seiner Aussagen und meiner Annahmen die Überzeugung, dass er glaubte (oder wusste), dass eine oder mehr Personen der Gruppe zumindest Sympathie für die Gruppierungen hegte, die Schritte ergreifen wollten und auch dazu bereit waren, den Krieg durch Verhandlungen zu beenden, selbst wenn dies von den amtierenden Nazis als Hochverrat angesehen wurde.

Obwohl er mir in manchen Aspekten unseres Gespräches auswich, war Capt. Barth nicht im Geringsten ausweichend, als es darum ging, mich zu größter Vorsicht in allem, was ich tat und sagte zu ermahnen. Er erinnerte mich, dass ein Befrager nicht das sein musste, was er vorgab zu sein und was er mich glauben lassen wollte und dass ich alles beachten sollte und jedem misstrauen. In dem Moment dachte ich, dass Capt. Barth mich anwies so zu handeln, wie er selbst auch handelte. Ich entnahm auch, dass er besorgt war und unter immensem Druck stand.

Es vergingen einige Tage zwischen Capt. Barths Ankündigung des bevorstehenden Treffens und der Ankunft der Besucher. Das gab mir Zeit zum Denken und Planen dessen, was ich sagen und tun sollte, oder was ich besser lassen sollte. Es gab mir auch Zeit, um mir viele Sorgen zu machen. Ich grübelte über Capt. Barths Gründe nach, mich vor dem bevorstehenden Treffen zu warnen. Wollte er mir vermitteln oder mir gar vortäuschen, dass Vertreter oder Sympathisanten einer Widerstandsbewegung gegen die Nazis bei den Befragern dabei sein würden? Oder sollte ich zu dem Schluss kommen, dass das alles nur meine eigenen Hirngespinnste waren? Hatte Capt. Barth Befürchtungen betreffend der Zusammenkunft? Oder hatte ich mir seine Nervosität nur eingebildet? Ich hielt sie für echt. Aber wenn es echt war, sollte ich dann nicht besorgter sein, als ich es war? Was konnte ich tun, um das Treffen vorzubereiten?

Nach vielem Nachdenken und schlaflosen Stunden in der Nacht kam ich zu dem Schluss, dass ich keine Wahl hatte, außer genauso fortzufahren, wie ich mich seit meiner Gefangennahme bereits verhalten hatte: ich würde wissentlich keinerlei alliierte Schwachstellen preisgeben, und zudem nichts, was zur Propaganda gegen die Alliierten oder die Sowjets genutzt werden könnte. Ich würde aber alle offensichtlichen Beweise für die wachsende Stärke der Alliierten offen legen und genauso die zunehmende Unfähigkeit der Deutschen, dem entgegenzutreten. Genauso würde ich die Unvermeidbarkeit einer deutschen Niederlage klarstellen und die bevorstehende Einnahme des Landes durch die Bodentruppen der UDSSR und der westlichen Alliierten.

Ich würde das Recht der Besucher zu meiner Befragung akzeptieren, ihre Fragen zulassen und auch ihre Versicherungen ernst nehmen. Ich würde ehrlich und umfassend auf die Fragen antworten, die ich für gerechtfertigt hielt, aber ich würde darauf bestehen, dass man mein Recht und meine Verpflichtung akzeptierte, Informationen zu verweigern, bei denen ich es für nötig hielt.

Wenn es erforderlich oder angemessen schien, würde ich in förmlichen Ausdrücken von der Naziregierung sprechen, sie niemals bewerten, und sie als eine Institution anerkennen, die von der deutschen Bevölkerung geschaffen und unterstützt worden war und die nun am Ende die Konsequenzen der richtigen und falschen Entscheidungen ihrer Regierung tragen würden, wie das die Bevölkerungen überall tun.

Ich würde keinem Deutschen irgendwelche Informationen darüber geben, was sich in meinen Gesprächen mit anderen Deutschen abgespielt hatte. Ich würde lange und sorgfältig zuhören und so selten und kurz sprechen, wie es sich für gute Manieren gehörte.

Gegen 17 Uhr am Nachmittag wurde ich mit einem Auto zum Opel-Anwesen gebracht. Mir wurde gesagt, dass ich mich darauf einstellen sollte, auch die Nacht dort zu verbringen. Die einzigen Vorbereitungen, die ich dazu treffen konnte, waren die, mir einen Rasierer und eine Zahnbürste mitzunehmen, die mir der Flieger Stanely durch die Wohltätigkeit des Roten Kreuzes organisiert hatte. Ich wurde in dem Anwesen durch einen Angestellten willkommen geheißen, der mir mein Zimmer zeigte, einen großen Raum, dessen Fenster zum Garten und zum Wald dahinter hinausgingen.

Er erklärte, dass die Besucher aus Berlin die Sonne genießen würden oder noch im Wald spazieren gingen, dass sich alle Gäste dann beim Essen treffen würden und ich es mir in der Zwischenzeit bequem machen möchte und vielleicht im vorderen Garten ein wenig spazieren gehen sollte. Das tat ich und beobachtete überall Wachen, die jeden meiner Schritte verfolgten. Ich fühlte mich nicht wie ein geehrter Gast.

Einer der Besucher, ein großer blonder Mann in Lederhosen, die mir klar zeigten, dass er sehr viel mit ihnen in der Sonne gewesen war, kehrte als erster von seinem Ausflug zurück. Er sah mich im Garten und kam herüber, um mit mir zu sprechen. Auf deutsche Art und Weise stand er stramm, schlug die Fersen zusammen und verbeugte sich leicht, als er sich mir vorstellte. Ich antwortete genauso. Dann verließ er mich wieder, um sich für das Abendessen zu richten.

Die nächste Gruppe kam zu Anfang der Dämmerung wieder am Anwesen an. Es gab vier Besucher aus Berlin und eine fünfte Person, von der ich annahm, dass sie aus der Gegend kam. Keiner von ihnen trug Uniform, sondern alle waren im Freizeitoutfit gekleidet. Es wurden Drinks serviert, aber niemand trank sonderlich viel. Zum Essen wurden jeder Person am Platz ein gefüllter Teller serviert.

Vor, während und nach dem Essen unterhielten sich jeweils eine oder zwei Personen mit mir, während die anderen schweigend daneben saßen oder in Deutsch miteinander sprachen. Die Deutschen schienen sehr reserviert und gingen untereinander genauso förmlich vor, wie sie das bei mir taten. Ich nahm daher an, dass sie daher nicht befreundet waren.

Die Themen bei den Gesprächen streiften die deutsche Musik und Literatur (die ich eigentlich gar nicht kannte), das Wetter, das Opel-Anwesen, seine Geschichte, die Natur dort und ähnliche bedeutungslose Themen.

Der Krieg wurde sehr wenig angerissen und streifte die aktuelle Lage nur so weit, wie die deutschen Radiosender sie darstellten. Die Gruppe ging bald nach dem Abendessen zu Bett. Als ich vor dem Einschlafen über den Abend nachdachte, konnte ich nur feststellen, dass nichts Bedeutsames geschehen war.

Am folgenden Morgen wurde mir das Frühstück serviert, als ich noch im Bett lag. Der Angestellte erklärte, dass einige Gäste bereits zum Jagen in den Wald aufgebrochen seien, andere noch in ihren Zimmern seien und einer vorgeschlagen hatte, dass wir gemeinsam spazieren gehen könnten, wenn wir fertig gefrühstückt hatten. Mit einer und manchmal auch zwei Personen schlenderte ich dann durch den Wald nahe des Anwesens und wir beobachteten die Elche in ihren Verschlagen. Der Morgen war sehr angenehm, aber es wurde nach wie vor nichts Bedeutsames gesagt oder getan. Ich dachte, dass die Besucher meine Gegenwart in Oberursel als Entschuldigung für einen Kurzurlaub genutzt hatten.

Kurz vor Mittag kamen die Deutschen dann aber auf das Dienstliche. Die Militärs hatten sich mit einer Uniform bekleidet, nachdem sie aus dem Wald zurückkamen. Erst dann konnte ich sie ein wenig zuordnen. (Als wir uns zum ersten Mal vorstellten, wurde jeder beim Namen genannt, aber nur gemurmelt, als seien die Namen nicht von Belang.) Ein Offizier, der eine sehr ordentliche und vermutlich neue Uniform trug, begann mit einer Zusammenfassung über meine Vergangenheit und vor allem meine Zusammenarbeit mit den Stabschefs der Alliierten. Offensichtlich diente dieser Exkurs vor allem dazu, um mich zu überzeugen, dass die Deutschen sich bewusst waren, dass ich für sie relevante Informationen besaß und sie erwarteten, dass ich die Antworten auf gestellte Fragen kannte und sie preisgab. Fragen die sich auf die Konferenzen in Teheran und Casablanca bezogen, endeten am selben Punkt wie

üblich. Sie wollten offensichtlich nicht glauben, dass ich keine Ahnung über die Entscheidungen in Teheran hatte und sie die Ergebnisse der Konferenz in Casablanca bereits gesehen hatten.

Schließlich kamen wir zu der Entscheidung der „bedingungslosen Kapitulation“. Ich wiederholte, dass ich nicht anwesend gewesen war, als die Entscheidung gefällt worden war und auch an keinem anderen Treffen teilgenommen hatte, an dem dieser Punkt vor seinem öffentlichen Bekannt werden besprochen worden war. Ein Mann, ich glaube es war derjenige in Zivilkleidung, platzte recht ärgerlich heraus: „Das war eine dumme Entscheidung. Es gibt so etwas wie „bedingungslose“ Kapitulation nicht. Es gibt immer Bedingungen, auch wenn sie nicht mehr enthalten als „Wir geben alles auf.““. Dann brüllte er mich an: „Warum wollen ihre Führer kein Ende des Krieges verhandeln?“

Ich antwortete mit einer Gegenfrage: „Wenn Sie darüber nachdenken, wie Ihre Regierung nach den Verträgen in München und ihrem Bündnis mit der Sowjetunion gehandelt hat, sind Sie da noch überrascht, dass die Alliierten Verhandlungen ablehnen?“

Das erboste die Befrager sichtlich. Der Offizier schlug vor, dass wir eine Pause machen sollten. Die einzelnen Besucher verteilten sich über das Gelände.

Einige Minuten später tauchte der Offizier wieder auf und schlug vor, wir sollten eine kleine Runde drehen. Wir gingen im vorderen Garten auf und ab, und die anderen konnten uns zwar sehen, aber nicht hören. Der Offizier warnte mich, ich solle bei meinen Äußerungen sehr vorsichtig sein. Er erinnerte mich, dass ich nicht verpflichtet war, irgend etwas zu sagen und dass die Genfer Konventionen mir das Recht zum Schweigen gaben. Ich fragte ihn, ob er es für weise hielte, wenn ich schweigen würde und damit Fakten verstecken würde, die verantwortliche und loyale Deutsche kennen sollten und sich mit ihnen auseinandersetzen.

Er dachte einen Moment oder zwei nach, bevor er mir darauf antwortete. Er gab dann zu, dass ich vielleicht recht hatte, aber fügte hinzu, dass ich vorsichtig sein sollte und diesen Leuten nicht vertrauen sollte. (Das klang sehr nach Capt. Barth: „Vertrauen Sie diesen Leuten nicht.“, was natürlich im Umkehrschluss ein „Vertrauen Sie mir.“ implizierte.) Er sagte dann, wir sollten nun zurückkehren. Er wollte nicht so lange von den Mitgliedern seiner Gruppe weg sein.

Ich wurde gebeten, mich über die Kapazitäten der US-Produktion zu äußern, die ich bereits anderen Befragern gegenüber erwähnt hatte. Das tat ich gerne. Alles was ich sagen konnte, war bereits veröffentlicht und alle Fakten unterstützten meine These, dass eine Niederlage und Besatzung durch russische und alliierte Bodentruppen unumgänglich waren und dass Deutschland in der Zwischenzeit gnadenlos durch die alliierten Luftmächte bombardiert werden würde. Meine Anmerkungen wurden mit düsterer Miene hingenommen.

In einer weiteren Pause kam der zweite ranghöhere Offizier (ich nehme an, dass es sich um einen Leutnant handelte), der Mann, der sich mir im Garten vorgestellt hatte, auf mich zu und bat mich um einen kleinen Spaziergang. Wie vorher gingen wir auch jetzt vor den Augen aller anderen im Garten auf und ab. Ich übernahm diesmal die Initiative und stellte ihm Fragen wie: „Erzählen Sie mir von sich selbst. Wo sind Sie aufgewachsen? Wo sind Sie zur Schule gegangen? Was sind Ihre Hobbys? Mögen Sie Musik, Oper, Ballett?“ (Mit diesen Fragen wollte ich vermitteln, dass ich mich fragte, wie ein intelligenter junger Mann mit seinem Hintergrund und seiner Erziehung dazu kam, sich mit dem Gesocks abzugeben, das Deutschland regierte.)

Ob er das verstand oder nicht, er sprach jedenfalls gerne mit mir über sich selbst. Als er eine Pause machte, befragte ich ihn über sein Leben in Berlin. Er erzählte mir, dass es hart war, dass die Zerstörung immens sei, man sich kaum durch die Stadt bewegen könne, das Haus seiner Familie zwar bisher nicht getroffen worden sei, die Gefahr aber natürlich immer bestünde und er alle Wertsachen auf das Land geschafft hatte und den Weinkeller der Familie im Garten eingegraben hatte. Er hoffte, dass ich ihn nach dem Krieg mal in Berlin besuchen würde und er mir einen seiner unschätzbar wertvollen Weine anbieten könnte. Wir blieben so

angeregt ins Gespräch vertieft, dass der Offizier uns zum Fortgang des Treffens hereinrufen musste.

Ich wurde über die Stimmung in der amerikanischen Öffentlichkeit befragt, über ihre Unterstützungsbereitschaft zur Kriegsführung und ihre Einstellung zu Deutschland selbst. Die letztere Frage gab mir den Anknüpfungspunkt, um zu wiederholen, dass unser Krieg sich gegen die Naziregierung richtete und damit notwendigerweise auch gegen die Deutschen, die die Entscheidungen dieser Regierung ausführten. Das bedeutete aber nicht, dass wir unschuldige Deutsche als unsere Feinde ansahen. Ich fügte hinzu, dass aus meiner Sicht die amerikanische und deutsche Zivilbevölkerung einen gemeinsamen Feind hatte, der verantwortlich dafür war, sie und uns in einen Krieg zu verstricken.

Etwa in der Mitte des Nachmittags wurde klar, dass sich das Treffen dem Ende zuneigte. Der Offizier lud mich ein, noch einmal mit ihm spazieren zu gehen. Wie vorher zogen wir unsere Runden vor den anderen, aber diesmal war alles andere anders. Der Offizier sprach ruhig, bedacht und mit konkreten Absichten. Er bestätigte, dass er sich über die Richtigkeit aller meiner Angaben über die alliierte Stärke, unsere Unwilligkeit zur Verhandlungen mit den Nazis und die Unausweichlichkeit einer deutschen Niederlage es sei denn, der Krieg endete vorzeitig, bewusst war. Dann überraschte er mich, indem er sagte, dass starke Widerstandsbewegungen an der Arbeit seien, dass sie mit Sicherheit eine Machtübernahme von den Nazis planten und sie auch durchführen würden und wenn sie das tun würden, würden sie mich gerne als Botschafter für die alliierten Militärkommandeure nutzen und er hoffte, dass ich dann darum bitten würde, ihnen eine Möglichkeit zur Verhandlung zu schaffen.

Er fügte hinzu, dass er und die anderen willens seien, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, wenn sie nur Deutschland davor bewahren könnten, von feindlichen Armeen besetzt zu werden. Er hoffte, dass ich ihm helfen könnte, dies zu verhindern. Ich sagte, dass es mein Ziel sei, den Krieg auf dem kürzest möglichen Weg zu einem Ende zu bringen, aber dass ich als Kriegsgefangener sehr wenig tun könnte. Er fragte mich, ob ich persönlich glaubte, dass Roosevelt und Churchill bereit sein würden, den Krieg durch eine Verhandlung zu beenden. Ich wies ihn auf die offensichtliche Tatsache hin, dass ich nicht für sie sprechen konnte, aber dass ich glaubte, falls das Naziregime durch eine Regierung ersetzt würde, die das deutsche Volk repräsentierte, und diese Regierung ein Treffen mit Repräsentanten der alliierten Regierungen erbitten würde, um einen Waffenstillstand auszuhandeln, dass dies dann kaum auszuschlagen wäre. Ich gab zu, dass Roosevelt und Churchill, genauso wie Hitler, sowohl verantwortlich als auch abhängig von den Bürgern ihrer Länder waren. Und die Amerikaner und Briten wollten ein Ende des Krieges. Er war ein zutiefst von Sorgen zerfurchter Mann.

Der Offizier sagte, dass er hoffte, dass wir uns wiedersehen würden und er glaubte, dass er und ich für dieselben Ziele kämpften und im eigentlichen Sinne Verbündete waren, auch wenn wir auf verschiedenen Seiten standen. Er hoffte, dass ich bald sicher zu meiner Familie zurückkehren würde. Ich wünschte ihm Glück für ihn und seine Familie. Wir kehrten zu den anderen zurück und der Offizier nahm sein vorheriges Verhalten und seine Rolle wieder ein. Das Treffen endete beinahe unmittelbar danach. Es gab förmliche aber höfliche Verabschiedungen und ich wurde an die Hohe Mark zurückgebracht.

Am 20. Juli 1944, vielleicht drei oder vier Wochen nach meinem Gespräch mit den Besuchern aus Berlin, wurde ein fehlgeschlagener Versuch unternommen, Hitler zu töten. Die verantwortlichen Personen wurden ausnahmslos verhaftet und hingerichtet. Ich habe niemals erfahren, ob der Offizier, mit dem ich mich auf dem Opel-Anwesen getroffen hatte, zu dieser Verschwörung gehörte und ebenfalls umgebracht wurde. Ich bin mir sicher, dass Cap. Barth nicht unter den Opfern war, denn ich erfuhr, dass er den Krieg überlebt hatte und bis ins hohe Alter von 80 Jahren weiterlebte.

Natürlich war ich mir zu keiner Zeit wirklich sicher, dass Cap. Barth wirklich ein Teil dieser Verschwörung war, obwohl ich glaubte, dass er mit alledem sympathisierte, wenn nicht sogar

auch am Sommer 1944 beteiligt war. Ich war mir zu der Zeit und bei allem weiteren Nachdenken sicher, dass außer dem Offizier niemand sonst bei dem Treffen auf dem Opel-Anwesen in diese Verschwörung verwickelt war. Zumindest gab mir kein anderer außer dem Offizier einen Wink, dass er damit verbunden war.

Im Herbst oder frühen Winter, als ich in Stalag III in Silesia war, näherte sich mir ein *noncommissioned* Offizier, während ich alleine spazieren ging, und teilte mir hastig mit: „Colonel Smart, ich wurde angewiesen, Sie zu informieren, dass ein Mitglied der Gestapo geäußert hat, dass er sich bewusst ist, dass Sie mit den Verschwörern verbündet waren, die ein Attentat auf den Führer ausgeübt haben. Er hat gedroht, Sie zu töten.“

Als ich fragte, wer ihn angewiesen hatte, mich zu warnen, sagte er, es sei ein ehrenhafter deutscher Offizier gewesen, der namenlos bleiben müsse. Ich dankte ihm dafür, dass er die Nachricht überbracht hatte und bat ihn, auch dem namenlosen Offizier zu danken. Er verließ mich augenblicklich. Wir hatten höchstens 30 Sekunden miteinander geredet. Ich schloss daraus, dass er nicht mit mir gesehen werden wollte.

Einige Zeit später, vielleicht eine Woche oder sagen wir 10 Tage später, kam ein Mann auf mich zu, der sich als Schweizer Offizier vorstellte, der für den Schutz der alliierten Kriegsgefangenen zuständig sei. Er stellte klar, dass ein Mitglied der Gestapo erfahren hatte, dass ich mit den Verschwörern gegen Hitler verbündet sei und er daher auch mein Leben bedrohte.

Da er nicht sicher sein könnte, dass die Drohung nur das Murren eines betrunkenen Gestapoagenten gewesen sei, drängte er mich, mich in sicheren Gebieten aufzuhalten und den Schutz verantwortungsbewusster Militärs nicht zu verlassen.

Er zeigte mir auf, dass die Nazis unter großem Druck stünden und zu jedem irrationalen und sinnlosen Verhalten fähig seien. Da die Neuigkeiten über die Drohung von zwei Seiten kamen, nahm ich sie sehr ernst, obwohl es wenig gab, was ich zu meinem eigenen Schutz tun konnte. Ich hörte nichts mehr von der ganzen Angelegenheit und ich konnte auch nicht mehr herausfinden, wer die Drohung geäußert hatte und welcher deutsche Offizier mir die Warnung zukommen ließ.

Stalag Luft III

Ende Juli oder Anfang August wurde mir gesagt, ich solle mich auf eine Verlegung in ein Kriegsgefangenenlager vorbereiten. Die britischen Vertrauensmänner, die verantwortlich für die Rotes Kreuz Utensilien waren, besorgten mir ein paar Royal Air Force Hosen, Schuhe und Socken, die allen früheren Patienten, die Kleidung brauchten, zu groß gewesen waren. Er gab mir auch ein Paket des amerikanischen Roten Kreuzes, das Essen und zwei Riegel mit Waschpulver enthielt. Ich fragte den Flieger Stanley, den einen Vertrauensmann, welche Teile des Paketes denn als „Dankeschön“ für die Schwestern an der Hohen Mark willkommen sein würden. Er empfahl das Waschpulver. Ich ließ die Oberschwester rufen, um mich bei ihr für die Pflege der Kriegsgefangenen zu bedanken und bot ihr beide Riegel Waschpulver an. Ihre Augen weiteten sich ungläubig, als sie das sah. Sie dankte mir überschwänglich. Später, als ich mit meiner deutschen Eskorte zur Tür ging, überreichte sie mir zwei Zitronen und erzählte, dass ein Freund sie ihr aus Italien mitgebracht hatte.

Ich reiste mit dem Zug zusammen mit einer Wache von Frankfurt nach Sagen in Salesia². Er berichtete, wie Colonel Hub Zempke, ein amerikanischer Soldat, als er ein Kriegsgefangener in Begleitung gewesen war, verletzte deutsche Zivilisten vor dem sicheren Tod gerettet hatte, als der Personen- und Güterzug, auf dem er sich befand, von alliierten Fliegern angegriffen

² Ort nicht genau zuzuordnen (Anm. d. Übers.)

wurde. Soweit ich mich erinnere, hier die ganze Geschichte: die Angreifer stoppten den Zug, indem sie die Lok außer Gefecht setzten und dann bombten sie zielgerichtet einen Waggon nach dem anderen aus. Die Wachen und gesunden Passagiere rannten vom Zug weg in den nahegelegenen Wald. Zempke bemerkte oder hörte die Rufe von Personen, die nicht fliehen konnten. Er lief zurück und trug ein Kind und dann auch noch eine verletzte Frau in die relative Sicherheit des Waldes. Kein Deutscher nahm die Risiken auf sich, wie er es tat. Die deutschen Behörden wollten Zempke eine Lebensrettermedaille überreichen. Mein Begleiter fragte, was die deutsche Regierung und Zempke wohl dabei tun sollten oder könnten. Ich vertrat die Ansicht, dass man Zempkes Heldentum nach dem Krieg honorieren sollte, da das in der Kriegszeit nur zu unnötigem Ärger führen würde. (Später erfuhr ich übrigens, dass der Amerikaner gar nicht Zempke war. Er geriet erst später in Kriegsgefangenschaft.)

Als ich das Kriegsgefangenenlager erreichte, wurden die Zitronen (die ersten, die man dort sah) freudig willkommen geheißen, egal wo ich auftauchte. Zudem war ich glücklich darüber, dass ich mich nun in Gesellschaft der Colonels Joe Miller, Lewis Parker, Rojo Goodrich und der Leutnant Colonels John Stevenson, Dick Klocko, A.P. Park, Bob Stillmsn und weiterer alter Freunde befand.

Das Leben im Kriegsgefangenenlager war stumpf und niederdrückend. Alle Kriegsgefangenen litten in unterschiedlicher Weise und in verschiedenem Maße unter ihren persönlichen Erfahrungen, der Sorge um ihre Familien und den umgebenden und voraussehbaren Bedingungen. Jeder suchte sich Wege, um mit seiner eigenen Situation umzugehen; und ich beobachtete, dass man auch gleichermaßen versuchte, auf die Bedürfnisse und Rechte der anderen einzugehen. Viele suchten nach Möglichkeiten, anderen das Leben zu erleichtern. Einige gaben Unterricht, organisierten Sing- oder Schauspielgruppen, pflanzten Blumen und zeichneten reale oder imaginäre Szenen.

Das Camp verfügte über eine kleine Bibliothek mit einigen Büchern. Unter den Büchern, die ich las, befand sich auch eines über die amerikanische Verfassung, das meine Einstellung über die Objektivität und den Sinn amerikanischer Gerichte änderte. Ein anderes befasste sich mit Schweinezucht in England, was die Knappheit der Bücher dort oder meinen seltsamen Geisteszustand oder auch beides zeigt.

Wir Kriegsgefangenen schafften uns und hielten uns an rigide Selbstdisziplin. Wir alle schätzten den Bedarf nach und die Logik der Regeln, nach denen wir lebten, sehr. Die Kriegsgefangenen wurden von ernannten Leitern organisiert und unterstützt. Es wurden offizielle und inoffizielle Pflichten verteilt. Die vielleicht wichtigste Gruppe, war das Komitee X, das sich mit Sicherheit und Flucht auseinandersetzte. A.P. Clark, der erste amerikanische Kriegsgefangene, der von älteren Kriegsgefangenen unterrichtet worden war, leitete das Komitee X. Er war ein mutiger, weiser und vernünftiger Mann. Er war genauso umfassend ehrlich und meines Erachtens völlig außerstande zu betrügen. (Er dachte offensichtlich genauso. Eines Tages betrat ich einen verdunkelten Raum, um ein Buch zu holen, das ich dort liegen gelassen hatte. Clark war alleine und in einem nervösen Zustand. Er erklärte, dass Sammy Voegal einen Fluchtversuch unter dem Zaun hindurch unternahm und dass er sich in dem Raum verstecken würde, so dass sein Anblick und sein Zustand die Deutschen nicht alarmieren würde, dass irgend etwas im Busch war. Voegal wurde trotzdem geschnappt.)

Bestimmte Kriegsgefangene waren dazu bestimmt, den Kontakt mit den Deutschen zu halten, die mit uns zu tun hatten. Der ranghöchste Offizier meines Lagers, Colonel C.G. Goodrich, verhandelte mit dem deutschen Kommandanten über offizielle Belange. Goodrich war der Kommandeur einer Bombergruppe über dem Mittelmeer gewesen, als er abgeschossen wurde, schwer verletzt wurde, gefangen genommen wurde und dann miserabel von Italienern versorgt wurde. Einige deutsche Offiziere sahen ihn als echtes Problem an. Ich betrachtete

seine Beziehungen zum deutschen Lagerkommandanten als sehr förmlich und den Umständen angemessen, als ich in das Lager kam. Ich hielt ihn für einen fähigen und achtungswürdigen Leiter.

Ein weiterer Kriegsgefangener war Colonel Lewis Parker. (Joan, Jackie und Bill werden sich an die Parker Familie erinnern, denn er und ich dienten in den späten 40er Jahren gemeinsam am Mitchel Field.) Lew war 1943 der Kommander einer beweglichen US-Schießschule. Er wurde abgeschossen und gefangen genommen, als er sich auf einem Erkundungsflug befand, um mit eigenen Augen zu sehen, mit was seine Schüler konfrontiert werden würden. Die anderen älteren Kriegsgefangenen waren Kommandeure verschiedener Einheiten, so wie Miller und ich das gewesen waren. Die Mehrheit der Kriegsgefangenen waren aber junge Leutnants. Einige waren Captains und weitere Majors. Ich glaube, dass das Durchschnittsalter in meiner Baracke bei höchstens 20 ½ Jahren lag.

Im Herbst und Winter wurde das Lager immer voller. Man konnte auch Post erhalten. (Ich bekam meinen ersten Brief gegen Ende Oktober, den ersten von meiner Familie im November und insgesamt fünf Briefe in 11 Monaten Gefangenschaft.) Die Männer waren normalerweise hungrig, sie froren an den kalten Tagen und in den langen Winternächten und ihr Zustand war immer von Unsicherheit und Besorgtheit bestimmt.

Unter den vielen unglücklichen Zuständen, die die Kriegsgefangenen plagten, befand sich auch die Möglichkeit, dass die deutsche SS oder andere gefürchtete politische Mächte die Verantwortung für die Kriegsgefangenen statt der Luftwaffe übernehmen würden. Wir waren nicht geschützt davor, dass man an uns Kriegsgefangenen der Luftwaffe dieselben barbarischen Nazipraktiken anwenden würde, wie an manch anderen Kriegsgefangenen und anderen Gefangenen.